

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Der Rembrandtdeutsche. Von Cornelius Gurffit	139
Porto San Giorgio. Von Karl Heberm	149
Psychologische Reifeheit. Von Paul Mees	155
Der lebende Ring. Von Friedrich Gundelfinger	164
Angeln. Von Fritz Werner und Paula Böster	167
Heulberallommo. Von Paul Weisengrün	171
Eisenaturgeschichte. Von Eugen Reichsmid	174
Bauernfang. Von Leben	176

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
Beleihung zu zeitgemäßem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
völlig kostenfrei

9-4 Uhr.

Circus Busch

am Bahnhof Börse
Täglich Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Auf der Hallig

Original Manege-Schaustück
des Circus Busch.

Besonders hervorzuheben: Riesen-Illusions-Akt unter Wasser.
Kommissionsrat Gust. Stensbeck. Bros. Clarkianers aus Amerika. Familie Krems. Miss Ella.

ZÜST

29/50 HP

Der Tourenwagen

Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren

Moritz Mädler

Leipzig
Petrasstr. 8

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Nenerwall 84

Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 29

Freiliste versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenu.



Berlin, den 1. Februar 1908.

Der Rembrandtdeutsche.

Mein Freund Peter Jessen schrieb mir eines Tages (es war wohl im Jahre 1885 oder 1886), demnächst werde mich ein Archäologe besuchen, Dr. Julius Langbehn, der mit mir einige ihn beschäftigende literarische Dinge besprechen wolle. Ich solle mich von Mancherlei, was Andere von Langbehn abstoße, nicht irrt machen lassen: ich werde bald finden, daß er ein Prachtkerl sei. Einige Zeit darauf trat in meine Junggesellenwohnung ein schlanker, hochgewachsener, blonder Mann ein, dessen Haltung in mir plötzlich die Erinnerung an Friedrich Hebbel weckte: sei es der holsteinische Dialekt, sei es der Blick im blauen Auge, sei es das breite Glanzlicht auf der Stirn. Wir fiel ein, wie meine Brüder und ich in der Jägerzeile in Wien hinter einem Mann herliefen, der, mit dem vorgebeugten Kopf leise nickend, seines Weges zog, keinen Menschen sah, um keinen Menschen sich kümmerte. Wir gingen behutsam hinter ihm her: der Vater hatte uns verboten, den Onkel Hebbel zu stören. „Er dichtet!“ raunten wir einander zu. Plötzlich aber lief er schneller, wandte sich in eine Seitenstraße und schrieb Etwas in sein Taschenbuch. Nun war unser Augenblick gekommen. „G'n Morgen, Onkel Hebbel!“ Und dann sah er uns mit einem so sonderbaren Blick an: aufmerksam und verwirrt zugleich. Er erkannte uns nicht gleich. Aber er kaufte uns wohl für ein paar Kreuzer geröstete Kastanien und entließ uns damit hochbeglückt: „Grüßt den Vater und meinen Pappen, den kleinen Fritz!“

Und so, mit einem halb unsicheren, halb prüfenden Blick, sah mich Dr. Langbehn an, als ich ihn in einem vielleicht etwas zu geschäftlich klingenden Ton fragte, womit ich ihm dienen könne. Ich suchte rasch über die Klippe hinwegzusetzen, die sich hier in unserer Verkehrsbahn zeigte, eingedenk Jessens Mahnung. Denn ich sah ja, daß es sich hier um einen Mann handelte, dem

das Leben nicht leicht gemacht worden war. Brächtige Zähne, schöne Hände, unverkennbar sorgfältige Körperpflege ohne die geringsten jener kleinen Mähdchen, durch die der Mensch sich zu verschönern denkt: kein hochgedrehter Schnurrbart und keine Locken. Aber die Kermel des schwarzen Rodes, den mein Gast trug, waren bestoßen, vielfach geslikt; man sah der ganzen Haltung an, daß hier vor mir ein (wie soll ich deutsch nennen?) Gentleman saß, dem es nicht gut geht.

Wir fingen zu sprechen an. „Ich arbeite an einem Buch“, sagte er mir, „zu dem ich noch viele Studien zu machen habe. Ich glaube, sie in Dresden bequemer durchführen zu können als in Berlin. Die Bibliotheken sind hier leichter zugänglich und weniger überfüllt. Ich lebe sehr einsam. Aber ich habe doch das Bedürfnis, manchmal mit Jemandem mich auszusprechen, mit ihm zu streiten, wenn Sie es lieber so nennen wollen. Jessen sagte mir, daß Sie vielleicht . . .“

„Ja . . . Vor Allem, lieber Doktor: worüber wollen Sie schreiben?“

„Ich muß Sie gleich mit Bitten belästigen. Kennen Sie mich Langbehn, nicht Doktor. Ich habe einen grundsätzlichen Abscheu gegen das Titelwesen und bedauere lebhaft, vor Jahren meinen Doktor gemacht zu haben. Und dann (nehmen Sie mirs nicht übel): wenn Sie mir gestatten wollen, öfter Sie zu besuchen, so bitte ich Sie, eine Bedingung anzunehmen, nämlich die, mich nie danach zu fragen und nie danach zu forschen, worüber ich schreiben will.“

Er sah mich wieder mit den scheu tiefen blauen Hebbelaugen an.

Ich versprach, mich brav zu halten, nach seinen Wünschen. Die Bekanntschaft fing an, vielersprechend zu werden.

Das Gespräch ging also los. Mir kam ein Bißchen vor, als sei ich zu einer Disputation im Stil des sechzehnten Jahrhunderts herausgefordert worden. Ein Donnerwetter gegen Rommsen zog auf; nicht gegen den Mann, sondern gegen seine Wissenschaft. Sichtlich war mir dabei die Rolle des Vertheidigers Rommsens zugebracht. Gab ich zu, dann verdoppelte sich die Heftigkeit des Angriffes bis zu einem Punkt, an dem ich nicht mehr mitkonnte. Im Kampf der Meinungen sagt man ja stets ein Wort zu viel. Nach zehn Minuten hatten wir einander so kräftige Strohheiten an den Kopf geworfen, daß es nöthig wurde, sich zwischendurch einmal wieder die Hand zu reichen. Eine schlanke, weiche und doch sehnige Hand lag in der meinen. Eine Hand, die Vertrauen erweckt.

Nun aber ging's wieder los. Ich war damals noch ganz im Fahrwasser der liberalen Weltanschauung und hatte mich um deren Feinde herzlich wenig gekümmert. Was ich nicht an Arbeitskraft meinem Amt als Assistent am Kunstgewerbemuseum, meinen Bemühungen für das sächsische Kunstgewerbe

in Vereinen und in der Kunstgewerbehalle zuwenden mußte. Das galt meinem Buch über die Geschichte des Barockstils und dem Allgemeinen Deutschen Schulverein, dessen Landesverband Sachsen ich gegründet und zum stärksten in Deutschland gemacht hatte. Das waren Dinge, die Langbehn ziemlich werthlos fand. Er sagte mir auch mit einer Ruhe, daß ich sehr bald ihm gegenüber die Rolle vertauscht sah: ich hatte mich als Gönner aufspielen wollen und wurde der Begönner.

Das Gespräch dauerte zwei Stunden. Längst war die Mittagszeit verpaßt, zu der ich bei meinen Eltern eintreffen sollte. Es mußte ein Ende gemacht werden.

„Darf ich wiederkommen?“ fragte Langbehn.

Run war es an mir, Bedingungen zu stellen. „Sie haben mir nicht versagt, mich nach Ihren äußeren Lebensverhältnissen zu fragen. Ihnen geht's schlecht. Kann ich ihnen helfen?“

Er sah mich lange an. „Womit wollen Sie mir helfen?“

Ich dachte an Hebbel und daran, daß mein Vater mit ihm lange Zeit aus einer Kasse gelebt hatte, ohne darüber sich Rechenschaft zu geben, wie viel Der und wie viel Jener hineinthue. Daß Geldfragen später eine Verstimmung zwischen Hebbel und meinem Vater herbeiführten, hat Dieser nie erzählt, nie angedeutet. Ich habe es erst aus Hebbels Tagebuch erfahren.

Nach einigem Hin und Her, bei dem ich wieder mehr der Bittende als der Gebende schien, war auch die Frage geregelt. Ich hatte mir ein paar Hundert Mark durch literarische Arbeiten erspart und hatte sie bei einem Bankier liegen. Es wurde ausgemacht, daß Langbehn sich dort allmonatlich einen bestimmten Betrag gegen Schuldschein abhole. Aber wie viel? Langbehn sagte, er habe einen Freund, der Redakteur einer Tageszeitung in (wenn ich nicht irre) Dortmund sei. Der nehme ihm von Zeit zu Zeit einen Artikel ab. Aber sicher sei das Einkommen nicht. Meist lehre das Manuscript als ungeeignet zurück. Also habe er eigentlich gar keine Einnahme. Vermögen natürlich auch nicht. Da war guter Rath theuer. „Also: wie viel brauchen Sie im Monat?“ fragte ich nicht ohne einige Sorge.

„Fünzig Mark.“

„Wozu? Was wollen Sie mit fünfzig Mark monatlich machen?“

„Ich lebe ganz gut von fünfzig Mark monatlich. In Dresden habe ich mich schon eingerichtet!“

Wir wurden einig. Für Geldsachen habe ich stets ein schlechtes Gedächtniß gehabt. Wenn ich mich recht erinnere, betrug Langbehns Schuld an mich endlich vierhundertfünfzig Mark. Also dürften unsere Beziehungen neun Monate gedauert haben. Von dem Augenblick an, in dem wir handelskeinig geworden waren, hat nie Einer von uns² Beiden wieder ein Wort über die

Geldfrage gesprochen. Und wir sahen uns doch oft. Wöchentlich kam Langbehn etwa zweimal zu mir, Disputation zu halten über den Inhalt seines geheimnißvollen Buches.

Zu spät kam ich, sehr zum Aerger meiner Mutter, an den elterlichen Tisch; aber ich kam in gehobener Stimmung. Mir war, als habe ich einen Schatz gehoben. Eine Frische ging von meinem neuen Freund aus, die mich in der tiefsten Tiefe zugleich erschütterte und erwärmte. Endlich ein ganzer Mensch, ein Mensch, der lebte, wie es ihm behagte, ein wirklich glücklicher Mensch, kein Affect, sondern Einer, der in sich so reich war, daß er auf Alles, was von außen kam, verzichten konnte, ohne zu verarmen. Ich war dem Mann herzlich dankbar, daß er mich in die Lage gebracht hatte, an mir ein gutes Werk zu thun. Denn ich war als der Beschenkte fortgegangen. Das empfand ich lebhaft und Das sagte mir Langbehn auch ganz ruhig: „Sie werden noch einmal stolz sein auf unsere heutige Besprechung!“

Er hat Recht behalten! Ich bin stolz darauf, den Mann auf den ersten Blick erkannt und mich seinen Eigenarten unterworfen zu haben.

Ich erzählte meinem Vater und meiner Mutter davon. Ich habe meinen Heibel gefunden, rief ich ihnen jubelnd zu. Und es dauerte natürlich nicht lange, bis ich ihn ins Elternhaus mitbrachte. Dort bemächtigte sich seiner zunächst meine Mutter. Sie hatte bald herausbekommen, was er am Liebsten esse: Milchreis. So gab denn, so oft er kam, Milchreis. Frauen haben eine Freude daran, wenn dem Gast schmeckt, wenn er reichlich zulangt. Aber meine Mutter konnte mit lachendem Staunen lernen, welche Mengen Milchreis ein Mensch essen könne. Langbehn war dort ein harmloser Plauderer und bei Allen beliebt. Nur Alles, was wie Dienstarbeit aussah, durfte man nicht von ihm fordern. Darum war er mit Absicht nicht „galant“. Meiner Schwester zu helfen, wenn sie den Mantel überhing: dazu wäre er nicht zu bewegen gewesen. Er war gelegentlich für einige Tage Gast meiner Eltern in dem schlichten Jägerhaus zu Raundorf im Erzgebirge. Er kam sichtlich gern und saß manche Stunde mit meinem Vater zusammen im Gespräch über Kunst und Welt. Dies Gespräch dürfte freilich ein ziemlich einseitiger Monolog Langbehns gewesen sein. Denn meines Vaters Art stand nichts ferner als das Theoretistren. Er hatte als Künstler genug unter der Aesthetik zu leiden gehabt, die nicht verstand, was er wollte, und von der er nicht verstand, was sie wollte. Und da kam es denn bald zu Klagen meines Vaters: „Langbehn kann nicht sehen. Er will Alles im Einzelnen ergründen. Er sieht nicht das Ganze, sondern nur Einzelheiten. Ich habe ihn neulich im Streit einen Trichinenbeschauer genannt und glaube, daß ihn Das geärgert hat, wie man sich meist über ein Wort nur dann ärgert, wenn es zutreffend ist!“ Aber solche Zwischenfälle störten die Freundschaft nicht auf die Dauer. Langbehn verkehrte noch gern und oft bei

meinen Eltern, als wir uns nicht mehr sahen. Sein Hauptwunsch war, daß kein Anderer zugeladen werde. Kam zufällig ein Gast, so ging er still und unauffällig seiner Wege.

Unsere Disputationen dauerten fort. Was brachte Langbehn Alles vor: Politik und Kulturfragen, Wissenschaft und Dichtung, Glaubensfragen und Rassenfragen. Ueberall war er mir an Wissen überlegen, überall war er voll von mir neuen Anschauungen; ich war schließlich nicht viel mehr als das Karnickel, an dem er den Versuch machte, wie seine Ansichten auf Andere wirkten, wie sich diese Anderen ihrer Haut gegen solche Ansichten zu wehren suchten. Ich bin nie ein guter Dialektiker gewesen (am Wenigsten im Gespräch); hier, einer haarscharfen, kalten und doch von feuriger Hand geschwungenen Klinge gegenüber, war ich meist machtlos. Doch unterlag ich nicht immer. Dann war das Ende des Gespräches, daß Langbehn mir sagte, ich würde anders denken, wenn ich die letzte Tendenz seines Buches kenne.

Ich fragte „ausstragemäßig“, wie es im Dienstil heißt, Langbehn nie nach dieser Tendenz. Aber ich fragte mich selbst um so lebhafter. Welches Thema kann das sein, in dem all die vielen Fragen behandelt wurden, die wir schon durchgesprochen hatten? Ist ein Buch möglich, das all diese Dinge in sich faßt? Ist gehörte die größte Selbstüberwindung dazu, dem Freunde nicht zuzurufen: Wozu die Geheimthuerei? Heraus mit Deinem Flederwisch!

Die Frage nach den Sorgen der Zukunft stand mir offen. Konnte man Langbehns Verhältnisse nicht verbessern? Er selbst klagte nie. Aber einer der Diener des Kunstgewerbemuseums, den ich einmal mit ein paar Büchern zu ihm geschickt hatte, erzählte mir von ihm. Ihn zu besuchen, hatte er mir verboten.

Langbehn wohnte in Neugruna, dem damals noch ganz ländlichen Vorort von Dresden. Der Diener berichtete, er habe mit zwei oder drei Handwerksgefelln zusammen ein Zimmer. Diese seien seine intimen Freunde. Er erzählte mir oft, daß er mit einfachen Leuten lieber verkehre als mit Gelehrten. Jeder andere Stand biete ihm mehr als dieser. Dort finde er Verstand, hier nur Wissen. Mit seinen Zimmergenossen hatte Langbehn sich so eingerichtet, daß er morgens zuerst aufstand, ihnen die Stiefel wuschte, die Kleider reinigte, Kaffee kochte. Dafür rückten sie vor dem Fortgehen die Betten zusammen und den Schreibtisch ans Fenster. Und dann störte Niemand den Arbeitenden, bis in den Werkstätten Feierabend geworden war.

Konnte man nicht ein Amt für Langbehn finden? Er sagte mir oft, er könne sehr gut rechnen und wäre gern bereit, diese Kunst zu verwerthen. Sein Vorbild sei Hamann, der „Ragus aus Norden“. Der sei Pachtwerksverwalter in Königsberg gewesen; ein Amt, das ihm die glücklichste Ruhe gelassen habe, weil es eben an den Verstand die geringsten Anforderungen stellte. Daß in einem sächsischen Pachthof ein Dr. phil. mit der Zusicherung

angestellt werde, man wolle und werde ihm die selbe Ruhe gewähren: Das war nicht zu hoffen. Vielleicht war Ähnliches in einer Bank möglich. Ich ging zu Arnstädt, dem Direktor der damals aufblühenden Dresdener Bank, und bat den stets zur Hilfe bereiten Freund, Etwas in der Sache zu thun, nämlich Langbehn etwa den Vormittag rechnen zu lassen, den Nachmittag aber frei zu geben. Aber er sagte, es sei unmöglich; auch hoffnungslos, andere Banken zu befragen. Keine werde jemals auf solche Bedingungen eingehen. Ich versuchte es doch und gab eine Gesellschaft, und zwar, da es in meiner Junggesellenwohnung nicht möglich war, im „Englischen Garten“. Ich erinnere mich noch der etwas verdugten Gesichter meiner Freunde, als sie sich beisammen sahen: einige Künstler, Schriftsteller, sonst meist Bankiers, dazu mein Vater und Langbehn. Mein Vater mit dem Auftrag, zu helfen, daß Langbehn an die Bankleute herankomme.

Es half aber nicht! Der Erste, der fortging, war mein schweigsamer Schübling. Später sagte er mir sehr deutlich, daß er sich nach ähnlichen Gesellschaften nicht sehne. Von den Bankiers nahm mich aber einer nach dem anderen im Vertrauen am Knopfloch und fragte mich, jeder in seiner Weise, warum ich sie eigentlich eingeladen habe. „Es war ja sehr nett; aber wir erwarten von unserer Freundschaft mit Ihnen etwas Anderes als Soupers!“ Wenn ich ihnen die Sache erklärte, dann riefen sie wohl: „Der blonde junge Mann? Ja, ich erinnere mich. Verzeihen Sie: um Den habe ich mich leider gar nicht gekümmert!“ Nur Reinhold Becker, der Komponist, sagte mir: „Keine Nummer! Keine Nummer! Aber nicht bei Soupers zu genießen!“

Ich ging zu Karl Woermann, dem Direktor der Gemäldegalerie, und zu Waldemar von Seidlig, dem Dezenten in der Generaldirektion der Museen. Es war keine Stelle offen. Ich besprach die Sache mit Langbehn. „Die Bilder abstauben kann ich so gut wie ein Anderer“, sagte er. „Ich will gar nicht wissenschaftlicher Beamter sein; das gelehrte Beschnüffeln der Bilder ist mir verhaßt.“

Wir erwogen, ob man Langbehn anbieten könne, als Sammlungsdienet angestellt zu werden. Er hatte nichts dagegen. Die Dienstzeit ist kurz, man forderte keine gelehrte Thätigkeit von ihm. Nur das Tragen der Dienstkleidung schlug er rundweg ab. „Für alles Uniformirte bin ich unmöglich!“ Wir mußten die Sache fallen lassen.

Eines Tages brachte mir Langbehn ein Bild, sein Portrait, ganze Figur, etwa halbe Lebensgröße: eine wundervolle Arbeit von Leibl. Ich habe von seinem Verhältnis zu Leibl nie etwas Näheres gehört. Auch über seine Vergangenheit wahrte er tiefstes Schweigen. Er sagte nur, daß Leibl ihm das Bild geschenkt habe. Ich gab mir Mühe, für das Bild einen Käufer zu finden. Aber als ein Kommerzienrath sich gefunden hatte und eine Summe bot, die

für das Bild wohl gering, für Langbehns Verhältnisse aber recht ansehnlich war, erklärte er, sich von dem Bilde nicht trennen zu können. Ich vergesse den Blick nicht, mit dem er mich dabei ansah: „Veihst Du mir auch freudig die fünfzig Mark?“ So fragte der Blick mit stolzer Sorge. „Oder bangst Du um Dein Geld?“

„Dem Manne ist nicht zu helfen!“ lautete das allgemeine Urtheil, so weit es sich überhaupt um den Sonderling kümmerte. Ich aber gab meine Bemühungen auf, da ich merkte, daß sie ihn argwöhnisch machten. Es war nicht mehr die Rede davon. Die Disputationen aber gingen weiter.

Wieder eines Tages brachte mir Langbehn ein Geschenk. Das heißt: er legte ein großes Blatt Papier, von dem ich nicht wußte, was es bedeute, auf den Tisch und ließ es beim Fortgehen liegen. Jetzt erst sah ich mir das Blatt an. Es war eine leicht gefärbte Handzeichnung von Hans Thoma: oben ein paar in Wolken fliegende Engel, unten eine Wiese und in ihr Schmetterlinge und Grasspüßer. Dazwischen von Langbehn geschrieben die Verse:

Im Graze.

Tausend kispelnde Geschwister
Stehen um mich her und küssen
Mir mit leisem Hauch die Wangen,
Flüstern liebliche Gedichte
Mir in Herz und Aug und Ohren.

Und ich sende ihnen Blicke
Und ich sende ihnen Worte
Und ich sende auch Gefühle
Ihnen nach in alle Weiten,
Ihnen nach in alle Nähe.

Grüßet mir die Welt, die schöne;
Grüßet mir den hohen Himmel
Und die Erdentinder alle
Und die Engel dort im Blauen;
Grüßet Gott, den Allerhöchsten!

Langbehn kannte und schätzte Thoma. Ich hatte diesen Maler kurz vorher kennen gelernt, als mein Bruder, der Kunsthändler Fritz Gurliitt in Berlin, eine Thoma-Ausstellung veranstaltet hatte, einen der glänzendsten unter den vielen Mißerfolgen seines Lebens. Ich trat Thoma bei dieser Gelegenheit persönlich näher. Es hat ihn wohl gestreut, einer ehelichen Bewunderung zu begegnen. Das gebildete Berlin aber war empört über die Zumuthung, solche Bilder sehen zu müssen. Vier Jahre später, 1890, wurde der Vielgeschönte auf der münchener Kunstausstellung „entdeckt“; im Jahr darauf entdeckte ihn auch Thode, seitdem sein begeisterter Interpret.

In den Zimmern von Kunstkritikern hängen oft sehr gute Bilder. Ich bin aber stolz darauf, daß kein einziges Kunstwerk während kritischer Thätigkeit in meinen Besitz kam. Nur dieses erhielt ich in einer Zeit, in der ich nur selten und herzlich unbemerkt ein paar kritische Notizen schrieb. Es ist mir ein theures Andenken an zwei damals Einsame. Wie aber die Beiden zusammengekommen sind, habe ich nie erfahren.

Ich erinnere mich nur, daß Langbehn mir einmal erzählte, ein Aufsatz von ihm sei gedruckt worden; in der Zeitung des von ihm früher erwähnten Freundes. Er ist verarbeitet in dem Abssatz „Kunstgewerbe“ im vierten Theil des Buches „Rembrandt als Erzieher“. Man lese dort nach. Damals erklärten meine Kollegen am Kunstgewerbemuseum, denen ich den Aufsatz zu lesen gab, Das sei verrücktes Zeug. Heute verkünden die Fachzeitschriften genau das Selbe als jüngste Weisheit. Heute ist Das, was damals als „gesuchte Paradoxe“ verhöhnt wurde, eine Alltagslehre. Wer Kunstgewerbe noch so treibt, wie wir es damals trieben, gilt nun als verrückt.

Das Beispiel ist nicht übel. Gern ließe ich die Worte folgen, die etwa 1886 geschrieben sein müssen. Seite 183 von „Wer ist zur Kunstpflege berufen“ bis Seite 186 „Wagner ein Progone“. Nochmals sei gesagt: Das ist im Jahre 1885 oder 1886 geschrieben, also in der Zeit der vollsten Blüthe des Renaissancestiles, in der ringsum noch kein Lästchen die gewaltige, nach der „Bäter Welt“ hinfluthende Strömung durchkreuzte. Mit dem „Durchschnittsprofessor“, den Langbehn am Anfang der Ausführung schildert, ist mein damaliger Vorgesetzter, der Museumsdirektor Professor Karl Grass, gemeint, gegen den Langbehn einen eben so unberechtigten wie heftigen Widerwillen hatte; der „Ausnahmeprofessor“ zu sein, darf ich mich rühmen. Mir fehlte nach Langbehn der natürliche Sinn; dafür hatte ich Burschikosität und Trivialität.

Ich erzähle Das, um den Ton unserer Disputationen klar zu machen. Ich habe im Leben nie ein kräftiges Wort gescheut. Ich meine, solches Wort wirkte wie ein reinigendes Gewitter. Ich mag nicht errathen sollen, was ein Anderer meint: er soll mich sagen. Ich sage es ihm ja auch. Passen wir nicht zusammen, so wollen wir uns trennen. Vielleicht war ich in der „Burschikosität“ des Ausdruckes Langbehn „über“. Aber wie der Aufsatz zeigt, genigte er sich auch nicht, mir den Kopf mit Druckerschwärze zu waschen.

Das ging so lange, wie es ging. Eines Tages wurde mir die Heimlichkeit Langbehns zu viel. Ich polterte mit meinen innersten Gedanken heraus, als er mich wieder mit dem Hinweis auf den letzten Inhalt seines Buches widerlegen wollte. „Das Buch müßte ich erst sehen“, rief ich ihm zu. „Solches Buch giebt es nicht und kann es nicht geben. Sie bilden sich nur ein, ein Buch zu schreiben!“ Und so weiter.

Langbehn gab mir still die Hand und ging. Wir hatten uns schon oft

ernstlich gezankt und er war immer wiedergekommen; er immer zu mir, da er mir ja verboten hatte, daß ich zu ihm komme. Nun kam er nicht wieder. Es war das letzte Mal, daß ich ihn gesehen habe. Er kam zu meinen Eltern, vermied aber, mich dort zu treffen. Ich ließ ihn gewähren. Mein Bankier schrieb mir nach dem nächsten Ersten des Monats, daß diesmal die Monatsrate nicht abgehoben worden sei.

Und ich war wirklich zweifelnd geworden, ob Langbehn eine fest umschlossene Arbeit vor sich habe, ob es ihm gelingen werde oder zum Theil schon gelungen sei, die hundert und tausend Gedanken, die wir durchgesprochen hatten, zu einem Ganzen zusammenzubringen; ob er nicht nur in der Hoffnung lebe, daß ihm Dies irgendwie gelingen werde; ob er nicht selbst an sich die größte Enttäuschung erleben müsse.

Jahre vergingen. Ich hatte meine Stellung am Kunstgewerbemuseum aufgegeben, lebte in Charlottenburg, schrieb Kritiken für die „Begenwart“ und arbeitete an meinen kunstwissenschaftlichen Büchern. Eines Tages, im Januar 1890, kam ein Freund zu mir, einer der wenigen, die Langbehn kannten. Wir sprachen über ihn und ich machte mir vor dem Freunde die bittersten Vorwürfe, daß ich den Weltfremden verlassen habe. Was war aus ihm geworden? Arbeitete er noch an dem Phantom, an dem Buch, das ich doch gesehen haben müßte, wenn es erschienen wäre? War er zu Grunde gegangen? Sollte ich nach ihm suchen?

Mein Freund verließ mich. Um mich von einer unbehaglichen Stimmung zu erholen, griff ich nach einem Buch, das ich mit wenige Stunden vorher aus einem Schaufenster heraus gekauft hatte. Mich lockte der sonderbare Titel: „Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen.“ Als ich zwanzig Zeilen gelesen hatte, wußte ich, woran ich war: Da ist's, das Buch, das ich so lange erwartete! Mein Vertrauen war gerechtfertigt. Mein Mißtrauen war beschämt.

Nun brach in der Oeffentlichkeit ein Sturm los. Wer ist der Rembrandtdeutsche? So klang es von allen Seiten. Auflage folgte auf Auflage. Wer ist der Mann, der so Unerhörtes zu sagen wagt? Einige ganz Kluge erkannten am Stil den Verfasser: Paul de Lagarde ist's, der göttinger Professor. Ich mußte zu meiner Schande gestehen, noch nie ein Wort von Lagarde gelesen zu haben. Wohl war im März 1886 die erste Gesamtausgabe seiner „Deutschen Schriften“ erschienen, aber ich hatte nichts von dieser Sammlung alter, seit 1853 veröffentlichter Zeitungsaufsätze gehört. Andere, auch Nießsche, wurden genannt; dann der dresdener Sammler und Kunstfreund Martin Schubart. Aber stets folgte von der Verlagsbuchhandlung die Erklärung, daß der

Genannte nicht der Verfasser sei. Eine Zeitung brachte die Notiz, er heiße Langbein. Langbein ließ antworten, der Verfasser heiße nicht so.

Ich schrieb eine Kritik des Buches, in der ich andeutete, daß ich den Autor kenne. Langbein ließ sofort erwidern; wenn ich mich recht erinnere, mit der Warnung, alle Beziehungen nicht zur Durchkreuzung seiner Anonymität zu benutzen.

Alte Beziehungen! Kurz nach dem Erscheinen der zweiten Auflage des Buches erhielt ich von Langbein eine Postanweisung, durch die seine Schuld beglichen wurde. Die Künste im Rechnen, deren er sich gerühmt hatte, benutzte er dazu, genau auf Tag und Pfennig die Zinsen zu berechnen. Fünf Prozent! Das that mir weh. Ich habe es um ihn nicht verdient, daß er meine gern gebotene Beihilfe zur guten Geldanlage gemacht hat. Nun hatte ich keine Lust mehr, ihn aufzusuchen.

Aber als ich eines Tages in Leipzig war, sprach ich bei seinen Verlegern vor, den Brüdern Hirschfeld (Firma E. v. Hirschfeld). Sie empfingen mich mit dem Zuruf: „Aha, Sie wollen wissen, wer der Rembrandtdeutsche ist!“ Ich sagte, ich wolle Das nicht wissen, aber ich wolle ihnen ein paar Anekdoten von einem mir Bekannten erzählen. Und als ich kaum angefangen hatte, erhellte sich der Blick der beiden Geschäftsmänner. Ich erinnere mich noch der Situation. Sie saßen zu meinen beiden Seiten und klopfen mir auf die Schultern unter lautem Lachen: „Wir sagen nichts, wir dürfen nichts sagen! Aber Sie kennen den Mann! Sie kennen den Mann! Wissen Sie, was er zu uns gesagt hat? Na, Sie kennen ihn ja; er hatte, weiß Gott, nicht viel zu beißen. Er sagte, er lasse das Buch nur dann bei uns erscheinen, wenn wir den Ladenpreis auf zwei Mark ansetzen. Zwanzig Druckbogen für zwei Mark! Wir machten ihn gleich auf Eins aufmerksam: Da können wir Ihnen kein Honorar zahlen. Und wissen Sie, was er da antwortete? Sie glauben es nicht! Der Mann ist ja verrückt. Er sagte ganz ruhig: Geld ist Dred! Geld ist Dred! . . . Haben Sie schon einmal so 'was gehört?“

Darüber sind nun zwanzig Jahre und mehr ins Land gegangen. Ich habe oft Den und Jenen, von dem ich Nachricht zu erhalten hoffte, nach Langbein gefragt. Auch der Verleger weiß nichts von ihm. Er soll vor zehn, zwölf Jahren in Berlin gesehen worden sein. Er hat an der spanisch-französischen Grenze gelebt. Er war einmal in Würzburg. Keiner hat mir sichere Kunde geben können. Man erzählte mir, die Nachricht von seinem Tode sei durch die Presse gegangen.

Wer weiß Etwas von ihm?

Dresden.

Cornelius Gurlitt.



Porto San Giorgio.

Ich war in den letzten Maitagen von Venedig aufgebrochen und auf dem Rad über Padua und Ferrara durch die fruchtbarste, üppigste Landschaft südwärts gefahren. Meine Reise galt diesmal nicht dem Land allein. Ich hatte, so lange ich an meinem Buch über den Prozeß gegen Linda Murri arbeitete, jede Berührung mit der Familie Murri vermieden; als das Buch erschien, ergab sich ein Briefwechsel von selbst und meinem Wunsch, die Menschen persönlich kennen zu lernen, deren Geschichte, deren Seelen ich hatte erforschen müssen, kam der ihre entgegen.

So war ich nach Bologna gekommen und hatte, von einem der theiligtigen Advokaten geführt, noch einmal die Stätten gesehen, die in dem furchtbaren Prozeß so oft erwähnt worden waren. In höchster Erregung war ich vor die Porta Santo Stefano hinausgefahren, um zum ersten Mal dem Mann gegenüber zu stehen, dessen Schicksale mich so lange beschäftigt hatten. Das Haus des Professors Murri liegt außerhalb der Stadt, die er seit Jahren nicht mehr betrat, da sie ihm verhaßt geworden, die Stadt, die ihm kurz vorher zugejubelt, die ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannt und wenige Monate später, als die Schatten über sein Haus fielen, sich treulos und muthlos von ihm abgewandt hatte. Fast ohne Ausnahme; bis auf wenige Freunde und seine Schüler, die Studenten seiner Klinik, die dem geliebten Lehrer in unerschütterter Treue ergeben blieben. Ich werde diese Begegnung nie vergessen. Hochgewachsen selbst für einen Nordländer, auffallend groß für einen Italiener, um den mächtigen Kopf nur noch einen Kranz von weißen Haaren, mit weißem buschigen Schnurrbart, ungebrochen und ungebeugt: auf den ersten Blick könnte der Professor den Eindruck eines Generals, eines hohen Beamten machen. Aber die Stirn, das Auge, der Mund verrathen den Denker und Gelehrten. Ein Lächeln von unwiderstehlicher Freundlichkeit, eine verschleierte Männerstimme von unendlichem Wohlklang: vielleicht liegt in ihnen der persönliche Zauber, den selbst die Gegner Augusto Murri zugestehen. Solche Begegnung nach solchen Schicksalen ist nicht zu schildern. In tiefster Erschütterung und mit dem quälenden Gedanken, daß die Menschen zu allen Zeiten immer wieder Die verkennen und verfolgen, die sie am Meisten ehren sollten, verließ ich sein Haus.

Dann war ich am nächsten Tag weiter gefahren, durch Imola und Forlì, über die mächtige Brücke und an dem finsternen Kastell von Cesena vorüber nach Rimini; der unerträglichen Hitze wegen meist in den hellen Mondnächten, während die Felder zu beiden Seiten der weißen Straße von Blühdümmern buchstäblich sprühten, wie ein Meer, das sich lautlos funkelnd bewegte, und fern im Süden, ein bläulicher, durchsichtiger Streif, die Hügel und Rämme des Apennins sich hinzogen. Und von Rimini war ich weiter südwärts gefahren,

zwei Tagereisen, durch Pesaro, Ancona, Loreto, fast immer dem Adriatischen Meer dicht entlang; in so stillen weißen Nächten, daß ich die Stimmen der Fischer in den Barken weit draußen deutlich über das Wasser hören konnte.

Und eines Abends war ich angekommen. Während ich mich Porto San Giorgio näherte und als ich aus dem Städtchen hinaus dem Hügel mit dem einfachen Landhaus zufuhr, wo Linda Murri die Zeit ihres Bannes verbringt, hatte ich mich bebend gefragt: Wie werde ich dieser Frau gegenüber treten? Welches äußerste Jartgefühl kann ihr die Begegnung mit dem Fremden, der fast wider Willen ihre letzten Geheimnisse durchforschen mußte, erträglich machen? . . . Aber schon war ich in den Garten eingefahren und schon grüßten mich zwei helle Kinderstimmen mit einem erfreuten „Buona Sera!“ Und dann sah ich im ungewissen Licht ein blaßes, erschrockenes Mädchen stehen. Das war der Eindruck; und genau eben so hat Frau Gina Ferrero, die Tochter Cesare's Lombroso, ihren Eindruck geschildert, als sie die Gräfin zum ersten Mal im Kerker von Turin besucht hatte. Ein blaßes kleines Mädchen, dem das Leben wehthut und dessen Augen erschrocken fragen, ob wieder Einer vor ihr stehe, der sich über sie zu richten annahm. Ich bin mit dem Gefühl der Schfurcht vor so viel Leid eingetreten; und in dem stillen Haus auf dem Hügel, mit den einfachen weißen Zimmern, an dem Tisch, an dem eine blasse Mutter zwischen zwei überzärtlichen, seligen Kindern saß, habe ich mich staunend gefragt: Kann dieses das Haus sein, in dessen Winkeln das Gespenst solcher Vergangenheit lauert? Stehe ich wirklich vor der Frau, die all das Unerhörte gelitten, die vier Jahre krank im Kerker verbracht hat?

Und dieser ritterliche kleine Knabe, der die Mutter von Zeit zu Zeit mit geneigtem Kopf liebevoll ansieht, der ängstlich achtet, ob beim Erzählen keine Thräne in ihr Auge tritt, und dessen Gesicht einen wahrhaft erschreckenden Ausdruck annimmt, wenn er von den fünf Männern spricht, die seinen Namen gestohlen, um die Mutter niederzuheben: ist dieser Knabe wirklich Rinetto Bonmartini, dessen liebevolle Kindertreue mich so ergriff, als ich den Prozeß zuerst studirte? In einem Alter, in dem andere Kinder ihre Mutter vergessen, wenn sie sie wenige Wochen nicht sehen, von ihr getrennt, war er ihr durch vier Jahre unerschütterlich treu geblieben, hatte oft jede Nahrung verweigert, wenn man ihn nicht zur Mutter brächte, hatte den Grafen Mainardi, seinen Vormund, in weinender Umarmung beschworen, er möge ihm doch die Wahrheit gestehen: die Mutter sei nicht krank, sondern tot.

Seine Angst wäre fast Wahrheit geworden. Im Licht zeigt das Antlitz der Gräfin die Spuren der vergangenen Leiden. Sie kann höchstens eine Viertelstunde gehen und muß den ganzen Tag im Halbdunkel verbringen. Die barbarische Behandlung in der Untersuchungshaft hat ihre Gesundheit für immer erschüttert. Obgleich alle Aerzte eine schwere Nephritis konstatirten und nichts

in solcher Krankheit gefährlicher ist als Kälte, ließ sie der fromme Richter Stanzani im Winter ohne Feuer; er verbot, daß ihr ein Pelz oder auch nur eine Jacke vom Haus gebracht werde; er erlaubte nicht, daß sie eine wärmere Bettdecke bekomme; bis im April die Aerzte unmittelbare Todesgefahr feststellten. Heimlich brachten die Nonnen der armen Frau manchmal einen am Spatherd gewärmten Ziegelstein, den sie auf ihre Knie legte, um sich ein Wenig zu erwärmen. Und eben so schien sie nach dem Urtheil des Obersten Gerichtshofes verloren: zwei Monate lang konnte sie keine Nahrung zu sich nehmen und mußte durch Injektionen künstlich ernährt werden, bis die „Begnadigung“ sie rettete und nach Porto San Giorgio verbannte, das zwar im Sommer ein Paradies, im Winter aber für ihre Gesundheit verderblich ist, weil es am Meer liegt, der Bora ausgesetzt ist und auch das nur für den Sommer erbaute Haus keinen wirklichen Schutz gegen Wind und Kälte gewährt.

Das Haus liegt einsam auf einem Hügel außerhalb des Ortes, zwischen Feldern und Weingärten, zwischen Del- und Feigenbäumen. Von den Fenstern sieht man ein Stück des tiefblauen Meeres, an dessen Strand zwischen Pappeln und Cypressen die alte graue Kirche Santa Maria a Mare steht. Es ist die schwermüthige Landschaft Leopardis, der wenige Meilen von hier zu Haus war; nur das Meer regt den Gedanken einer fernern Freiheit an. Die Hügel ziehen sich dem Gebirge zu; nur eine Meile entfernt, steigen hoch am Horizont die Kathedrale und die Thürme der uralten Stadt Fermo auf, rechts auf einem Hügel die Mauern und Häuser von Torre di Palma und weit hinten ragt die mächtige, abends durchsichtig leuchtende Wand des Gran Sasso d'Italia.

Hier, im alten Kirchenstaat, sind die Murri seit Generationen zu Haus. Das Land rings um die Villa gehört dem Professor; kein Neugieriger oder Boshafter kann hier eindringen. Hier lebt die verurtheilte Frau, vergöttert von ihren Kindern, von den Bauern, fast von der ganzen Bevölkerung.

Wenn man von den am Prozeß direkt beteiligten Personen absieht, dürfte ich wohl der Einzige sein, der die schauerliche Komödie in ihren Details und die Wirklichkeiten, aus denen sie geschaffen wurde, kennt. Alle Andern kennen nur Klatsch oder ungenaue, entstehende Berichte. Es hat mich mehr als anderthalb Jahre gekostet, ehe ich mich durch den Wust von Geschwäg und Lügen, die die Akten des Prozesses Murri ausfüllen, durchgearbeitet hatte. Aber eine Ahnung davon dämmert allen rechtschaffenen Leuten auf, die Vinda Murri oder ihrem Vater persönlich nah kommen. Ich habe ernste Männer von Namen und Bedeutung in tiefster Bewegung vor sie treten sehen; und zu Hunderten häufen sich huldigende Briefe aus allen Theilen der Erde in ihrer Truhe. Eine seltsame Erscheinung! Hier lebt eine Frau, die als „Mörderin“ verurtheilt und begnadigt worden, der alle Schändlichkeiten der Erde angedichtet worden sind: und ihr Haus kann die Besucher nicht fassen.

Ich sah Bürgermeister, Beamte, Lehrer, Richter, Schriftsteller, Künstler, Abgeordnete. Und sie kommen nicht aus Neugier (es ist nicht leicht, in der Casa Murri empfangen zu werden); eine stille, scheue, traurige Theilnahme bringt Jeder mit und die Heiterste ist oft die blasse, kranke Frau, über deren Lippen nie eine Klage kommt und die sich zur Aufgabe gemacht hat, ihren Kindern nicht die Jugendjahre durch ein weinerliches und unstrohes Gebahren zu verdüstern. Das Selbe fühlten die Bauern der Gegend, die Bewohner des Städtchens: ich möchte Keinem rathen, in Gegenwart der Leute von Porto San Giorgio von der „Signora Linda“ schlecht zu sprechen. Schon Mancher hat schlimme Erfahrungen dabei gemacht.

Eine unvergeßliche Szene spielte sich während meiner Anwesenheit ab. Das war, als die Kinder von Terni kamen; die Kinder der ausgesperrten Arbeiter, die, als die Noth zu groß ward, ringsum in Kost gegeben wurden. Linda hatte ihrer vier zu übernehmen gewünscht. Darüber großer Skandal in allen frommen Zeitungen. Die Gräfin sagte nur: „Wenn die Leute so empört sind, mögen sie doch die Kinder selbst zu sich nehmen; dann brauche ich es nicht zu thun!“ Und sie empfing sie mit der ganzen Mütterlichkeit ihres Wesens; Tage lang wurde im Haus genährt und geschmeibert, um die armen Dinger mit dem Nützlichsten auszustatten. Ninetto und Maria waren zur Bahn gefahren, die Gäste abzuholen. Elf Kinder waren nach Porto San Giorgio gekommen; sie hatten die Reise auf Kosten der Regierung gemacht; nicht nur die sozialistischen und andere Vereine waren mit Fahnen, Musik und Blumen erschienen: auch die Behörden kamen, an tausend Menschen waren versammelt und der Bürgermeister hielt eine Rede. Jenseits von aller Parteilung wurde das Mitleid mit den Kindern zur Schau getragen. Aber als der Bürgermeister seine Rede beendet hatte, erhob sich von selbst ein Ruf, den Niemand erwartet haben mochte: „Evviva la Murri“ tönte es wieder und immer wieder und alle Anwesenden weinten bitterlich. Davon haben die italienischen Zeitungen nichts gemeldet.

Man weiß nicht, ob man es mehr als rührend oder mehr als lächerlich und empörend empfindet, diese Frau, die nicht einmal im Stande ist, ihre Feinde wirklich zu hassen, die für die meisten irgendeine Entschuldigung findet, die die Wahrfähigkeit selber ist und nur zu bereit, jeden eigenen Wunsch dem der Anderen zu opfern, hier „internirt“ zu wissen, weil die Leute, die den Frevel erkannten und das äußerste Unrecht nicht dulden wollten, dennoch nicht den Muth fanden, es gänzlich zu tilgen. Sie selbst hatte, als sie noch im Gefängniß war, über ihre Zelle in bitterer Ironie „Die Höhle des gefährlichen Thieres“ schreiben wollen; die erschrockenen Nonnen hatten sie angefleht, es nicht zu thun. Hier ist Einem, wie wenn wahnsinnig gewordene Männer eine Taube, die sie für einen Geier halten, ängstlich bewachten; dieses Gefühl hat man, wenn man in Linda Murris Haus weilt. Und man kann es nur dann

begreifen, wenn man das halb irrsinnige, halb verbrecherische Verfahren des Prozeßes kennt, wenn man das Anschwellen der unsauberen Fluth von Lügen und Fälschungen durch volle fünf Jahre hindurch verfolgt hat, von den ersten niederträchtigen Artikeln des „Avvenire d'Italia“ an bis zu dem gefälschten Bericht des Untersuchungsrichters und den ungeheuerlichen Vorgängen in Turin.*) Wie eine Epidemie, wie Krankheitkeime, die sich überall festsetzen und vermehren, haben die Lügen und Märchen über den Fall Murri die Meinung der Leute vergiftet. Und noch heute flattert jedes unreine Gerücht durch alle Blätter und immer noch öffnen die Augen der Menge sich nicht für den fortgesetzten grotesken Betrug. Ende Juni hieß es plötzlich, Linda Murri sei nach Genua entflohen, um sich nach Amerika einzuschiffen. Der Staatsanwalt von Genua telegraphirte allen Ernstes an den von Fermo; mitten in der Nacht marschirte ein Kommissar mit einem Zug Gendarmen nach Porto San Giorgio und sie umzingelten Garten und Haus. Doch der Bürgermeister, bei dem sie sich gemeldet hatten, ein besonnener und vernünftiger Mann, der genau weiß, was er von der Schuld und Verurtheilung Lindas zu halten hat, erklärte, er gestatte unter keinen Umständen, daß die Dame bei Nacht gestört werde, und übernehme die volle Verantwortung für ihre Anwesenheit. Am anderen Morgen erschien sein Stellvertreter und der Kommissar im Haus und entschuldigten sich; und die Gräfin bedauerte lachend die armen Karabinieri, die genöthigt waren, die ganze Nacht hindurch Posten zu stehen.

Von solchen Gerüchten und Geschichten wäre viel zu sagen. Nur eine Illustration zu dem Prozeß, die ich in meinem Buche noch nicht erzählen konnte, will ich hier mittheilen, weil ich sie in Porto San Giorgio mit Augen sah. Der Untersuchungsrichter hatte der Gräfin vorgeworfen, daß sie Geld aus den Sparkassenbüchern ihrer Kinder ihrem Bruder für seine mörderischen Absichten gegeben habe. Vergeblich erwiderte sie, sie habe ihm nur eigenes erspartes Geld zum Zahlen seiner Schulden gegeben; die Sparkassenbücher müßten unberührt in ihrem Koffer liegen, der in Zürich beschlagnahmt wurde; und sie gab die Beträge, die Nummern, die Daten an. Aber im Prozeß Murri hat man es nie für nöthig gehalten, irgendeine Behauptung der Anklage erst zu beweisen oder auch nur auf ihre Wahrheit zu prüfen; der würdige Staatsanwalt Colli wiederholte die Beschuldigung also ruhig in seinem Plaidoyer. Nach der „Begnadigung“ verlangte die Gräfin ihren Koffer zurück. Behörden arbeiten manchmal langsam: und so geschah es, daß der Koffer erst in ihre Hände kam, als ich in Porto San Giorgio zu Gast war. Er wurde in meiner Gegenwart geöffnet und ausgepackt; und siehe: da lagen unberührt, jeder An-

*) Ich muß hier auf mein Buch verweisen: „Die Wahrheit über den Prozeß gegen die Gräfin Linda Bonmartini-Murri“, bei Georg Müller in München.

gabe der Gräfin genau entsprechend, die beiden Sparkassenbücher der Kinder; ich selbst habe sie in Händen gehabt.

Der Tag wird kommen, an dem das kluge italienische Volk den Betrug durchschauen wird; eines Tages wird man auch in Italien die wahren Verbrechen des Prozeßes Murri erkennen, viel schlimmere Verbrechen als das von dem leidenschaftlichen Tullio Murri in einem Ausbruch wahnsinnigen Zornes verübte. Viel Unrecht mag in der Welt geschehen und es mag Irrthum oder böser Wille sein. Aber wenn ein Unrecht im Namen des Rechtes verübt und der Frevel aufgedeckt wird, wenn er klar vor Aller Augen liegt, die sehen wollen (noch wollen die meisten im Lande nicht sehen), dann darf er nicht weiter bestehen oder er wird zum wahrhaftigen Triumph des Bösen und alles Recht ist in äußerster Gefahr. Vina Murri mag mit ihren Kindern ruhig den Tag erwarten. Schon ist, wie Björnstjerne Björnson schrieb, ihre Sache einem größeren Gericht unterbreitet, als die Gerichte von Bologna und Turin es waren. Ihre vernichtete Gesundheit wird ihr Niemand wiedergeben, die schrecklichen Erinnerungen Niemand aus ihrem Gedächtniß tilgen: aber ihr Recht wird ihr noch werden.

Rom.

Dr. Karl Federn.



Vita Nova.*)

Nun laß uns auf des Thurmes Zinne steigen
 Und von uns führen wie von fremden Seelen.
 Tief unten tanzt das Leben bunte Reigen . . .
 Was uns die Tageslichter grell verhehlen,
 Das rauscht in leiser Melodien Fluthen
 Zu uns empor. Schon flattern Abendsschwingen,
 Schon will das letzte Sonnenroth verbluten,
 Des heißen Athems harter Hauch verklingen.
 Nun laß uns Ruhe in die Herzen schlürfen,
 Still auf des Schicksals bunten Teppich schauen,
 In unsrer Brust nach jungen Quellen schlürfen,
 Auf Glückestrümmern neue Tempel banen
 Und ohne Qual das dichte Netz entwirren,
 Mit dem der Tag uns neidvoll eingesponnen.
 Schau tief hinab! Wenn auch die Pfeile schwirren:
 Bis hier hinauf ist ihre Kraft zerronnen.

Leipzig.

Gustav Herrmann.

*) Aus der Sammlung „Sineta“, die bei Wiesede & Teubert in Leipzig erscheint.



Psychologische Ästhetik.

Die psychologische Ästhetik ist eine noch junge Erscheinung. Ganz ausgewachsen hat sie sich erst in den allerletzten Jahren. Rein äußerlich genommen, war ihr ein großer Sieg beschieden. Die Vertreter der Ästhetik an den deutschen Universitäten bekennen sich mit verschwindenden Ausnahmen zu ihr; eine philosophische oder gar eine philosophisch-metaphysische Ästhetik giebt es in der offiziellen Öffentlichkeit kaum mehr. Die psychologische Ästhetik rühmt sich, die Ästhetik überhaupt erst als Wissenschaft wirklich begründet zu haben; Hegel, Schopenhauer und vollends Eduard von Hartmann gelten ihr als im Prinzip überwundene Vorstufen. Nun sind aber in der letzten Zeit doch Stimmen, sogar aus dem psychologischen Lager selbst, hörbar geworden, die an der alleinigen Zuständigkeit der Psychologie in diesen Dingen zu zweifeln wagen. Der den verwirrenden Einzeldiskussionen fernstehende Laie mochte von Anfang an mit Recht ein wenig mißtrauisch sein. Ihm mochte nicht einleuchten, daß ein das Welträtself in sich fassendes Problem, wie das des Schönen, mit den Mitteln der Psychologie allein erschöpfend behandelt werden könne. Nachdem nun die psychologische Ästhetik neuerdings in umfangreichen Werken ihr volles Können erprobt hat, darf daran gedacht werden, das Fazit dieser ganzen geistigen Bewegung zu ziehen. Hier kann meine Aufgabe nicht sein, den weitestgehenden Stoff in seiner Totalität zu behandeln. Ich suche ihm dadurch beizukommen, daß ich auf seine Anfänge zurückgehe und eine einzige wichtige Schrift herausgreife, gleichsam einen der Embryonen, aus denen die psychologische Ästhetik sich entwickelt hat. Das Verständnis dieses Keimes wird uns dann um so besser das im Lauf der Jahre Gewordene verstehen lehren.

Vor acht Jahren veröffentlichte Professor Oswald Külpe (Würzburg) in der Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie einen Aufsatz „Ueber den assoziativen Faktor des ästhetischen Eindrucks“. Er gab damit eine nähere Begründung und Ausführung der ästhetischen Theorie, die er ein Jahr zuvor in der zweiten Auflage seiner „Einleitung in die Philosophie“ nur in den elementarsten Grundlinien festgelegt hatte. Die psychologische Ästhetik war damals gerade im stärksten inneren Wachstum begriffen und vom herauschenden Gefühl ihrer unbedingten Ueberlegenheit besetzt. Külpes Aufsatz wurde in den beteiligten Kreisen viel gelesen und gewann großen Einfluß. Auf Schritt und Tritt begegnet man seinen Spuren in der Literatur der folgenden Zeit. Er kann als eine programmatische Rundgebung einer der wichtigsten Richtungen innerhalb der gesamten psychologischen Ästhetik gelten. Es ist nun von besonderem Interesse, auf diese Schrift heute zurückzublicken und sich klar zu machen, welche Gedanken es denn eigentlich waren, die damals so neu und bahnbrechend erschienen, daß man sich für berechtigt hielt, alle Philosophie des Schönen zum alten Eisen zu werfen. Die inzwischen verstrichene Zeit hat vielleicht dazu beigetragen, die innere Erregung auf allen Seiten etwas zu dämpfen und einer besonnenen Kritik wieder zu ihrem Recht zu verhelfen. Wir werden sehen, daß es den Vertretern der psychologischen Ästhetik zwar gewiß nicht an Ernst, Wissenschaftlichkeit und Begabung fehlt, wohl aber an Einsicht in die prinzipielle Unhaltbarkeit ihres Standpunktes.

In wichtigen Punkten finden wir bei Külpe Uebereinstimmung mit fundamentalen Ergebnissen der philosophischen, konkret-idealistischen Ästhetik. Als das

Eigenthümlichste der von den ästhetischen Eindrücken ausgehenden Gefühlswirkung bezeichnet er ihre Beziehung auf einen Vorstellungsinhalt nach seiner bloßen Beschaffenheit, so daß es hier also nicht auf die objektive Natur eines Reizes ankommt, sondern nur auf die Vorstellung, die wir von ihm haben. Deshalb bezeichnet Külpe die ästhetischen Gefühle im Unterschiede von den Beziehung- und Reizgefühlen als (Inhalts- oder) Vorstellungsgefühle. Im gleichen Bedenkengange unterscheidet er die ästhetischen Werthe als Kontemplationwerthe von den übrigen Werthgebieten. Bei jeder Vertiefung in das Schöne sieht er die dem Kind eigene ursprüngliche Einheit aller Erfahrung wieder erneuert. Er verwirft die Theorien der inneren Nachahmung (Groos) und der bewußten Selbsttäuschung (Lange). Treffend charakterisirt er die außerästhetischen Assoziationen und die Einmischung außerästhetischer Gesichtspunkte in das Erfassen des Schönen überhaupt. Eben so scharfsinnige wie feinsinnige Erörterungen widmet er der Frage, welche Bedeutung dem gelesenen oder gesprochenen Wort in der Dichtung zukommt. Wohl vertraut ist er auch mit den ästhetischen Beziehungen von Wort und Ton.

Alle diese, hier nur ganz kurz skizzirten Reflexionen lassen deutlich erkennen, welches reiche, seine Verständniß Külpe im Grunde dem Schönen in Kunst und Natur entgegenbringt und mit welcher sorgfamen, tief eindringenden Ueberlegung er bemüht ist, dessen Wesen zu ergründen. So erfolgreich dies Streben auf der einen Seite ist, so verhängnißvoll erweisen sich aber leider Külpes rein psychologische Voraussetzungen und sein enger Anschluß an Fehner. Sein eigentliches Hauptproblem, die Unterscheidung des direkten und assoziativen Faktors, läßt ihn auf einen Zwang gelangen, so daß seine Auseinandersetzungen schließlich zu einem schulmäßigen-typischen Fall des ästhetischen Formalismus werden.

Külpe geht davon aus, daß jeder ästhetische Eindruck sich normaler Weise aus zwei Bestandtheilen zusammensetzt, einem perzipirten, der Sinnesstättigkeit als solcher entspringenden und einer durch die Erfahrung vermittelten Ergänzung oder Modifikation des ersten. Dem neugeborenen Kind und dem Blindgeborenen unmittelbar nach erfolgreicher Operation steht diese Ergänzung noch nicht zu Gebot. Den von der bloßen Perzeption abhängigen Bestandtheil bezeichnet Külpe nun mit Fehner als den direkten, den durch die Reproduktionsthätigkeit bedingten als den assoziativen Faktor. Mit dieser Unterscheidung hat Külpe bis jetzt den ästhetischen Boden noch nicht betreten, denn jene beiden Faktoren sind ja für das Entstehen der gemeinen Alltagsvorstellung eben so unentbehrlich wie für die mit ästhetischem Werthe behaftete. Einen ästhetischen Grundsatz gewinnt Külpe erst, indem er, wieder mit Fehner, auch den Genuß eines Kunstwertes auf das sich ergänzende Zusammenwirken jener beiden Faktoren gründet. Nun ist festzustellen, wie er diese allgemeine Bestimmung im Einzelnen verstanden wissen will.

Külpe bestimmt den direkten Faktor zunächst als Das, was „in dem Sinneindruck selbst gegeben ist und für Jeden, der unter den selben Bedingungen der Perzeption steht, in der selben Form vorhanden sein muß.“ Er versteht darunter die Laute, Töne, Farben, die Gestalten und Rhythmen, denen er eine fundamentale Bedeutung für den ästhetischen Eindruck zuerkennt als den Ausdrucks- oder Darstellungsmitteln, als den Zeichen, aus deren Beschaffenheit und Kombination wir ihren Sinn erschließen. Bis zu diesem Punkt ist Külpes direkter Faktor identisch mit Dem, was man sonst in der Aesthetik als sinnliche Erscheinung zu bezeichnen pflegt.

Das Verhältnis des direkten Faktors zum assoziativen charakterisiert Külpe dahin, daß der direkte Faktor die veranlassende Bedingung für den assoziativen sei, daß der zweite mehr oder weniger leicht und stark durch den ersten angeregt werden könne, daß also der direkte Faktor das Motiv für das Auftreten der zum assoziativen Faktor gehörigen Reproduktionen abgebe. Ist Külpes direkter Faktor bis jetzt identisch mit der sinnlichen Erscheinung, so ist sein assoziativer Faktor bis jetzt der im auffassenden Subjekt ausgelösten subjektiven Reaktion gleichzusetzen.

Nun entsteht die Frage, von welcher Beschaffenheit der direkte Faktor oder die sinnliche Erscheinung sein muß, damit die im Subjekte ausgelöste Reaktion oder der assoziative Faktor einen spezifisch ästhetischen Charakter trage. Mit dieser Frage berühren wir das eigentliche ästhetische Centralproblem und damit zugleich auch den Punkt, an dem Külpe in seinen Bestimmungen sich verstrickt und strauchelt. Die philosophisch-metaphysische Ästhetik nimmt an, daß der ästhetische Werth des direkten Faktors oder der sinnlichen Erscheinung bedingt sei durch ein ihm anhaftendes, objektiv gegebenes, rein geistiges Etwas, dem auf die Spur zu kommen, eben seines rein geistigen Wesens wegen, nur der auf der Basis der Erfahrung stehenden Spekulation möglich ist. Die psychologische Ästhetik dagegen hält sich nur an das empirisch Erfahrbare, verliert darüber jenes rein geistige Etwas aus der Hand und behält schließlich nichts mehr übrig als eben so leere wie dürftige und widerspruchsvolle formalistische Bestimmungen. Den Beweis werden wir sogleich bei Külpe finden.

Da Külpe, wie alle psychologischen Ästhetiker, den objektiv gegebenen seelischen Ausdrucksgehalt in seiner Theorie nicht kennt (wenn er ihn, unter dem Zwang der Thatfachen, auch gelegentlich zu erwähnen genöthigt ist), so kann er die erwähnte Hauptfrage nur dadurch beantworten, daß er Alles, was man sonst Ausdruck, inneres Leben oder Beseelung des toten Stoffes nennt, zur mittelbaren, assoziativen Wirkung rechnet, die nur in einem durch Erfahrung belehrten und mit williger Phantasie begabten Geist entstehen könne. Auf diese Weise wird der Genuß eines Kunstwerkes, wie Fehner sagt, zu einer Funktion zweier Variablen, nämlich „der äußeren, durch die sinnfälligen Eigenschaften bestimmten Erscheinung und alles Dessen, was unsere Erfahrung, unsere Einbildungskraft, geschäftig hinzubringt“.

Damit bekommt nun das Verhältnis des direkten zum assoziativen Faktor eine ganz veränderte Bedeutung. Handelte es sich das erste Mal um das Entstehen der gewöhnlichen Alltagsvorstellung, so handelt es sich jetzt um die selbe Vorstellung, sofern sie mit einem Plus behaftet ist, nämlich mit dem ästhetischen Gehalt. Und eben dieses Plus, den ästhetischen Gehalt, zieht Külpe in den assoziativen Faktor hinein. Er sieht ja, wie wir wissen, im direkten Faktor die veranlassende Bedingung für den assoziativen und verlegt diesen in das auffassende Subjekt. Zugleich behauptet er aber auch, daß erst beide Faktoren im Verein die mit ästhetischem Werth oder Unwerth behaftete Vorstellung bilden, die uns durch ihre bloße Beschaffenheit gefalle oder missfalle.

Mit dieser Wendung ist der ästhetische Formalismus in seiner unterhäuften, typischen Gestalt zum Prinzip erhoben. Das, was für alle auffassenden Subjekte in der gleichen Weise objektiv gegeben ist, die sinnliche Erscheinung sammt dem ihr immanenten Ausdrucksgehalte, wird zum Produkt eines objektiven und subjektiven Faktors gemacht, wobei dem subjektiven Faktor Etwas zugeschoben ist, was streng von ihm geschrieben bleiben muß: der an der jeweiligen sinnlichen Erscheinung haftende seelische Ausdrucksgehalt oder ästhetische Werth. Ganz gewiß sind zum Ent-

stehen jeder Vorstellung die beiden von Fechner-Külpe unterschiedenen Faktoren unentbehrlich. Eben so gewiß aber erklärt sich Das, was die mit ästhetischem Werth behaftete Vorstellung von der Alltagsvorstellung unterscheidet, nicht aus der Reaktion des auffassenden Subjektes oder aus dem assoziativen Faktor, wie Fechner-Külpe ihm versteht, sondern ist mit der Vorstellung selbst objektiv gegeben. Külpe dagegen behält auf der objektiven Seite oder auf der Seite des direkten Faktors nur noch die in der Perception vorgezeichneten Grundrisse übrig, welche ein bestimmtes Bild erst aufnehmen sollen; ihm bleiben als direkter Faktor nur noch die Laute, Töne, Farben, Gestalten und Rhythmen, die erst vermöge des assoziativen oder subjektiven Faktors zu der ausdrucks- und stimmungsvollen Vorstellung ergänzt werden. Külpes direkter Faktor ist also nichts Anderes als der des Ausdrucks entkleidete Sinnesindruck oder Das, was man in der Terminologie der philosophischen Kunst die bloße Form zu nennen pflegt. Zu überwinden ist dieser Irrthum nur dadurch, daß man mit der philosophisch-metaphysischen Kunst den direkten Faktor versteht als sinnliche Erscheinung sammt dem ihr immanenten Ausdrucksgehalt, den assoziativen Faktor aber als ästhetische und außerästhetische Reaktion des genießenden Subjekts.

Bersärfst wird der Widerspruch, in den sich Külpe verwickelt, noch durch die weiteren Bestimmungen, die er dem Verhältniß der beiden Faktoren zu einander angedeihen läßt. Er verlangt, daß der assoziative Faktor mit dem zugehörigen direkten erstens eine Einheit, eine Gesamtvorstellung bilde, daß er zweitens selbst einen Kontemplationwerth darstelle und daß er drittens in einem notwendigen und einseitigen Zusammenhang mit jenem stehe. Külpe glaubt beide Faktoren verknüpft durch eine innere Gesetzmäßigkeit des Zusammenhanges, durch eine Art ästhetischer Logik, durch die der eine im anderen seine notwendige Ergänzung finde und sie auf einander angewiesen bleiben, wie das Ding und seine Eigenschaften, wie Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, das Ganze und seine Theile.

Alle diese Sätze erhalten einen richtigen Sinn nur dann, wenn man statt des direkten und assoziativen Faktors setzt: die sinnliche Erscheinung mit dem ihr immanenten Ausdrucksgehalte, also im Gebiete der Kunst das Klangbild mit dem ihm vom Komponisten verliehenen Stimmungswerthe oder idealen Gehalte. Die sinnliche Erscheinung und der ihr immanente Ausdrucksgehalt bilden eine Einheit, eine Gesamtvorstellung, einen untrennbaren Kontemplationwerth, stehen in einem notwendigen, einseitigen Zusammenhang, sind verknüpft mit einander durch eine ästhetische Logik, so daß sie auf einander angewiesen bleiben wie das Ding und seine Eigenschaften oder wie das Ganze und seine Theile.

Wie aber gestaltet sich dies Verhältniß, wenn wir Külpes Voraussetzungen zu Grunde legen, also den assoziativen Faktor, wie er ihn versteht, dem auffassenden Subjekt zuweisen? Stoßen wir dabei nicht sogleich schon auf rein psychologische Unmöglichkeiten? Aber selbst wenn Külpe diese Bedenken abzuweisen vermöchte, so sind seine sämtlichen Bestimmungen doch nicht im Stande, dem Unterschiede der ästhetisch-werthvollen Vorstellung und der Alltagsvorstellung gerecht zu werden. Selbst wenn der assoziative Faktor allen von Külpe aufgestellten Bedingungen entspricht, wenn er mit dem direkten Faktor eine Gesamtvorstellung bildet, wenn er mit ihm in einem notwendigen und einseitigen Zusammenhang steht, wie das Ding und seine Eigenschaften oder wie das Ganze und seine Theile, wenn er selbst einen Kontemplationwerth darstellt: auch wenn alle diese Bedingungen erfüllt wurden,

sind wir doch noch nicht über die gewöhnliche Alltagsvorstellung hinausgekommen, sondern haben uns in einem Kreis bewegt. Der direkte Faktor kann im auffassenden Subjekt immer nur eine Reaktion hervorrufen, die seiner eigenen Natur gemäß ist. So lange er selbst nichts weiter ist als irgendwie gestaltete sinnliche Erscheinung, wird auch der assoziative Faktor nichts von ästhetischen Merkmalen an sich tragen. Durchbrechen können wir diesen Kreis nur, wenn wir wieder mit der philosophisch-metaphysischen Ästhetik den direkten Faktor deuten als sinnliche Erscheinung samt dem ihr immanenten Ausdrucksgehalt, den assoziativen Faktor als bloße Reaktion des auffassenden Subjektes. Sobald wir auf der objektiven Seite, also auf der des direkten Faktors, den Ausdrucksgehalt mit einbringen, verändert sich die Sachlage vollständig. Jetzt ergreift das auffassende Subjekt im direkten Faktor zugleich ein wertvolles geistiges Etwas, das gerade deshalb, weil es der rein psychologischen Analyse unerreikbaar bleibt, dem ganzen von Kälpe skizzierten Prozeß ein anderes Ansehen giebt. Der assoziative Faktor oder das geistige Ergreifen des im schönen Objekt gegebenen Ausdrucksgehaltes wird dadurch zwar keineswegs vereinfacht, im Gegenteil: er wird verfeinert und kompliziert, zeigt uns nun aber den ästhetischen Akt in seiner wahren Beschaffenheit.

Jetzt, da wir wissen, daß Kälpe das ganze Schwergewicht in das auffassende Subjekt verlegt, können wir auch verstehen, warum er es für die nächste Aufgabe der Ästhetik hält, auf dem von Fechner vorgezeichneten Wege empirisch-induktive Detailarbeit zu treiben, wobei ihm wiederum die in solchem einseitigen Verhalten liegende Gefahr entgeht, gerade das Wichtigste außer Acht zu lassen, nämlich das objektiv bedingte, rein geistige Wesen des Schönen, das nie aus der (wenn auch noch so exakt beobachteten) Reaktion des auffassenden Subjektes allein erschlossen werden kann. Die in den letzten Jahren so eifrig betriebene experimentelle Ästhetik dürfte schon heute erheblich an Kredit verloren und dem erneuten Bedürfnis nach spekulativer Erfassung der im Schönen sich offenbarenden Idee Platz gemacht haben.

Kälpes psychologisch-formalistische Voraussetzungen haben zur notwendigen Folge, daß er allen tiefer begründeten psychischen Bestandtheilen des ästhetischen Aktes nicht mehr gerecht werden kann, sondern sich zu äußerlichen, auf empirisch-psychologischer Basis ruhenden Deutungen hingedrängt sieht. So erklärt er die Universalität des rezeptiven ästhetischen Sinnes nicht aus einer dem produktiven Vermögen des Künstlers entsprechenden kongenialen rezeptiven Funktion, sondern aus freien Reproduktionen, die er unter Anwendung einer herzlich einfachen Formel vom direkten Faktor abhängig machen zu können glaubt und in ihrer Mannigfaltigkeit durch die zwischen den Vorstellungen bestehende „Ähnlichkeit“ bedingt sein läßt. In der selben Weise fügt Kälpe die unzerstörbare Frische des wahrhaft Schönen auf die „vielseitige Reproduktionstendenz“ der edelsten Kunstwerke und auf die „zahllosen Beziehungen der Ähnlichkeit, die sie mit Dem, was wir erleben, verknüpfen“. Eine äußerliche, wesentlich psychologische Bestimmung bleibt auch die von Kälpe umständlich geforderte „Einheit des Interesses“.

Bedenken erregen mag es ferner, daß Kälpe die so häufige Einmischung von außerästhetischen Gesichtspunkten beim Genuß des Schönen auf die von ihm vorausgesetzte Einförmigkeit aller Lust- und Unlustserfolge überhaupt zurückführt. Er nimmt an, daß wir nicht im Stande sind, aus der bloßen Lust heraus zu errathen, ob wir sie einem erfrischenden Bad oder einer wohlschmeckenden Speise oder einer an-

regenden Unterhaltung verbannten, daß es uns daher auch nicht möglich sei, die sittlichen, sinnlichen, ästhetischen Werte nach ihrer bloßen Bedeutung für das Gefühl von einander zu sondern. Nun wird aber kein vernünftiger Mensch bestreiten, daß der Lusteffekt des Lannshäuser ein anderer ist als der eines Sturzhabes. Hier rückt sich bei Kälpe eben wieder die Vernachlässigung des objektiv-geistigen Moments, in dem einzig und allein das unterscheidende Merkmal des ästhetischen und des sinnlichen Wertes gegeben ist. Das Ergreifen des geistigen Moments bedingt die verschiedene Art der Lustwirkung im auffassenden Subjekte, während Kälpe die rein geistige Lust übergeht und immer nur an die lezten Ausstrahlungen des Lusterfolges in der sinnlichen Sphäre denkt. Deshalb führt er die Einmischung außerästhetischer Gesichtspunkte auf eine in Wirklichkeit gar nicht vorhandene Einformigkeit der Lust zurück, während sie tatsächlich ihren Grund hat in der Unfähigkeit vieler Menschen, das Schöne als solches zu erfassen. Nur dann kann überhaupt die Einmischung von beliebigen, zu verschiedenen direkten Faktoren gleich gut passenden Reproduktionen mit Zug und Recht als außerästhetisch abgewehrt werden, wenn im ästhetischen Objekt selbst ein geistiges Moment gegeben ist, das vom auffassenden Subjekt ein bestimmtes inneres Verhalten verlangt.

Auch die Möglichkeit der Ästhetik als Wissenschaft erklärt sich aus diesem Punkt. Kälpe selbst gründet diese Möglichkeit auf die Voraussetzung, daß die ästhetische Bedeutung eine Vorstellung nicht an die unsichtbare, unerschöpfbare Vielgestaltigkeit individuell geformter Erinnerungen oder Phantasiebilder preisgegeben sei, der assoziative Faktor also zu dem direkten in einem eindeutigen Verhältnis stehe. Das ist zweifellos richtig, kann aber wiederum nur dann als möglich gedacht werden, wenn im direkten Faktor ein objektives geistiges Moment vorausgesetzt wird, dem eine ganz bestimmte Beschaffenheit des assoziativen Faktors oder der Reaktion des auffassenden Subjektes zu entsprechen hat.

Auf alle diese Einwände weist Kälpe im Grunde selbst hin. Das von ihm verlangte individuelle Verhältnis beider Faktoren identifiziert er selbst mit der Tatsache, daß der Eigentümlichkeit der äußeren Erscheinung eine genau entsprechende Eigentümlichkeit ihrer Bedeutung, ihres Gehaltes, ihrer Idee zugeordnet sei. Die Forderung, daß der assoziative Faktor mit dem direkten in einem eindeutigen und notwendigen Zusammenhang stehe, stellt er der älteren Forderung gleich, daß die Idee sich in der Erscheinung darstelle, symbolisiert finden solle oder daß Gehalt und Form einander decken müssen. Auch im Naturschönen findet Kälpe diese Momente gegeben. Das Verhältnis beider Faktoren bezeichnet er als ein besonderes Objekt des ästhetischen Urteils, und zwar des Urteils über Einheit oder Diskrepanz von Idee und Erscheinung oder Absicht und Ausführung des Künstlers. Schon in Zehners Terminologie sieht Kälpe einen engen Zusammenhang mit den älteren Begriffen Erscheinung und Idee, Form und Gehalt.

Daran knüpft er nun aber nicht den Schluß, daß diese Begriffe allein im Stande sind, uns das Wesen des Schönen im wahren Sinn verstehen zu lassen, sondern glaubt im Gegenteil, daß Zehner gerade durch sein Abgehen von ihnen zum großen Bahnbrecher für die moderne Ästhetik geworden sei, daß er an die Stelle von unklaren, abgegriffenen metaphysischen Schlagworten wissenschaftliche Eindeutigkeit setze und durch die Unterscheidung der beiden Faktoren die wichtigsten Probleme, vor Allem den Gegensatz von formaler und inhaltlicher Schönheit, auf

einen einfachen psychologischen Ausdruck gebracht habe. Külpe fühlt nicht, daß diese Unterscheidung in dem Sinn, in dem er selbst sie von Fehner übernommen hat, nicht nur nicht über dem Gegensatz von formaler und inhaltlicher Ästhetik steht, sondern ohne jede Einschränkung der formalistischen Deutung des Schönen zurechnet werden muß, die nur durch den konkreten Idealismus der philosophisch-metaphysischen Ästhetik übermunden werden kann. Dann ergiebt sich aber die Terminologie von Fehner-Külpe nicht als ein Fortschritt, sondern als ein Rückschritt, da sie eine längst geordnete Materie wieder verwirrt.

Ähnliche Einwände sind dem von Külpe vertretenen Standpunkt gegenüber schon erhoben worden von Volkelt und Eduard von Hartmann. Külpe weist Alles aber rundweg ab. Die Zukunft wird ja lehren, ob diese Selbstgewißheit der psychologischen Ästhetik sich auf die Dauer als berechtigt erweist und ob in der That, wie Külpes „Einleitung in die Philosophie“ behauptet, von der spekulativen Ästhetik eines Schelling, Hegel, Schopenhauer nicht viel mehr übrig bleibt als „der allgemeine Gedanke des Symbolischen“. Die Zukunft wird aber auch darüber Aufklärung bringen, daß Külpes Polemik gegen die durch Eduard von Hartmann vertretene Lehre vom ästhetischen Schein gänzlich hinfällig ist, und zwar deshalb, weil diese Lehre sich mit Külpes Vorstellungsgefühlen absolut deckt. Ohne es selbst zu wissen, sagt Külpe hier dem Sinn nach ganz das Selbe wie der von ihm Bekämpfte. In den Kreisen der psychologischen Ästhetik herrscht bei all ihrer über jeden Zweifel erhabenen Tüchtigkeit auf rein psychologischem Gebiet eine erschauende Unklarheit über die eigentliche Meinung der philosophisch-metaphysischen Ästhetik.

Külpe hat später selbst eingesehen und auch zugegeben, daß die Unterscheidung des direkten und assoziativen Faktors auf der von Fehner und ihm angegebenen Grundlage nicht aufrecht erhalten werden könne. In seiner Rezension des Buches von Karl Groos „Der ästhetische Genuß“ spricht er Das offen aus (Göttingische Gelehrte Anzeigen, 1902). Er räumt jetzt unumwunden ein, bisher sei ihm nicht möglich gewesen, nachzuweisen, daß der Einfluß der sinnlichen oder direkten Faktoren ein prinzipiell anderer sei als der der reproduktiven oder assoziativen, und so lange dieser Nachweis nicht erbracht werde, könne es vom ästhetischen Gesichtspunkt aus nicht erforderlich sein, eine solche Unterscheidung vorzunehmen. Er hofft nun, diese Schwierigkeit besiegen zu können durch die Aufstellung zweier neuen Faktoren, deren nähere Begründung er sich vorbehält. In den inzwischen verfloßenen fünf Jahren ist ihm aber die Ausführung dieses Vorhabens, meines Wissens, nicht geglückt; und sie kann ihm auch in Zukunft nicht glücken, da er im Prinzip eben doch an allen früheren Irrthümern festhält, wodurch sein freimüthiges Zugeständniß allen sachlichen Werth leider wieder einbüßt.

Nach wie vor verlangt Külpe, daß durch eingehende Untersuchungen auf dem Wege experimenteller und vergleichender Methode virtuelle Gezehe aufgestellt werden, die das Gelingen und Mißgelingen von ganz bestimmten einfachen Bedingungen funktionell abhängig machen. Auf diesem Wege hofft Külpe die Ästhetik zu einer reinen Psychologie der ästhetischen Thatfachen umgestalten zu können. Dabei verwickelt er sich nun in einen sonderbaren Widerspruch. Er glaubt, man könne das Schöne durch jene experimentellen Methoden fassen, greifen, in seine Bestandtheile zerlegen und diese angeben. Daher spricht er in seiner „Einleitung in die Philosophie“ der Ästhetik normative Bedeutung zu in dem Sinn, daß sie Regeln aufstellen könne

in Form von Vorschriften, „nach denen man sich zu richten hat, wenn anders man ästhetisch gefällige Wirkungen hervorbringen will“. So wird ihm auf der einen Seite die rein psychologische Aesthetik zu einer allgemein gültigen, von zufälligen Subjekten und Objekten unabhängigen Wissenschaft. Auf der anderen Seite sieht er sich aber durch die selben psychologischen Voraussetzungen zu der Behauptung gezwungen, daß für diese von ihm erstrebte Wissenschaft die Unterschiede des guten und des schlechten Geschmacks gar nicht in Betracht kommen können, giebt also die einzige Möglichkeit eines objektiven ästhetischen Maßstabes sogleich wieder preis. Durch das Ideal eines wertenden Subjektes scheint ihm gar nichts, durch das Ideal eines gewertheten Objectes nicht viel gewonnen. Für-gänzlich verfehlt hält er den Versuch Kants, die Berechtigung des Anspruches von Geschmacksurtheilen auf Allgemeingültigkeit nachweisen zu wollen.

Diese Ablehnung und seine eigene Auffassung der ästhetischen Allgemeingültigkeit sucht Kälpe durch die folgende Argumentation zu stützen: Wenn es in Ulm reget, so braucht es darum nicht auch in Berlin zu regnen ja, es ist sogar unwahrscheinlich, daß Dies geschieht. Aber die Bedingungen, von denen Regen abhängig ist, sind darum doch in Ulm ganz die selben wie in Berlin, also können diese Bedingungen hier wie dort studirt und mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit von einem Ort auf den anderen übertragen werden. Das heißt, auf ästhetische Verhältnisse angewendet: Wenn ein Kunstwerk mir gefällt, so braucht es darum noch nicht meinem Freund zu gefallen. Aber wenn es ihm gefällt, so geschieht Das aus den selben Gründen wie bei mir, also kann ich an mir selbst die objektiv gültigen Geschmacksbedingungen kennen lernen. Das Alles ist gewiß richtig; nur ist gerade der wichtigste Punkt dabei übergangen. Wenn es in Ulm regnet, so liegt darin allerdings nicht der geringste zwingende Grund dafür, daß es auch in Berlin regnet. Wenn dagegen der Kenner auf Grund künstlerischer Urtheilsfähigkeit in einem Objecte künstlerischen Werth konstatiert, so hat er das Recht, die Anerkennung dieses Werthes auch von Andern zu fordern, eben so wie er von ihnen die Anerkennung einer verhandesmäßigen Wahrheit fordert. Der Anspruch auf Allgemeingültigkeit ist daher in beiden Fällen grundverschieden. Der Regen in Ulm beweist zwar nichts für die Thatsache des gleichzeitigen Regens in Berlin. Sehr viel dagegen beweist ein richtiges künstlerisches Urtheil für das Dasein von objektiv gültiger Schönheit in einem Kunstwerk oder einem Naturgegenstand. Zwar bleibt immer möglich, daß das künstlerische Urtheil zweier Persönlichkeiten nicht mit einander übereinstimmt, denn es giebt verschiedene Grade der ästhetischen Urtheilsfähigkeit, wie es verschiedene Grade der logischen Denkkraft giebt. Aber es ist ausgeschlossen, daß Beide mit ihren entgegengesetzten Urtheilen thatsächlich Recht haben; denn ein Kunstwerk kann nicht gut und schlecht zugleich sein.

Dies Alles verschleiern Kälpe und muß es verschleiern, da er das die ästhetische Allgemeingültigkeit bedingende objektive geistige Moment im Schönen nicht gelten läßt. So lange die psychologische Aesthetik auf diesem Standpunkt verharrt, wird es ihr niemals gelingen, den Thatsachen der alltäglichen künstlerischen Erfahrung auch nur einigermaßen gerecht zu werden, so lange wird sie nichts in der Hand behalten als die rein psychologische, dürftige Allgemeingültigkeit eines nach rein psychologischen Gesichtspunkten gedeuteten Geschmacks. Entschließt sie sich aber, ein objektives geistiges Moment in allem Schönen anzuerkennen, dann hört sie damit

folglich auch auf, rein psychologische Aesthetik zu sein. Wer weiß, wie viele Jahre noch vergehen müssen, ehe die moderne Psychologie für diese Einsicht reif ist! Kälpe selbst scheint noch weit von ihr entfernt zu sein. Neuerdings hat er den Philosophischen Abhandlungen, die zu Max Heinze's siebenzigsten Geburtstag veröffentlicht wurden, einen Aufsatz beigelegt, der die Anjänge psychologischer Aesthetik bei den Griechen erweisen will. (Zuletzt erschien von ihm die Studie „Ueber den gegenwärtigen Stand der experimentellen Aesthetik“.) Es ist kaum begreiflich, daß ein, so hochbegabter, mit dem ganzen Rüstzeug modernen Wissens ausgestatteter, ehrlich strebender Kopf so zäh an einer offenkundigen Verirrung festhalten kann. Läßt sich doch von keinem Unbefangenen länger die Erkenntniß abwehren, daß nicht alle Blüthenräume der psychologischen Aesthetik gereift sind. Und diese Erkenntniß wird mehr und mehr um sich greifen. Die Zeit wird kommen, muß bald kommen, wo man auch auf deutschen Universitäten wieder einsieht, daß die Aesthetik nicht ein Zweig der angewandten Psychologie ist, sondern einer der spekultativen Philosophie.

Hlm.

Paul Roos.



Letzter Gruß.

An meiner Bahre sollen Lilien stehn,
Wie am Altar die sieben Kerzen,
Die weißen Flammen, die Erlösung stehn
Auf alle Qualen nun verstummerter Herzen.

Mit weißen Glocken läuten sie mir zu
Zum letzten Mal der stillen Liebe Grüße
Und nieder senkt in meine Todesruh
Sich wie ein leiser Kuß der Duff, der süße.

Ich liebte sie, ich hatte schon erkannt
In ihr den Zug von holdem Frauenthume;
Das Weib, das einst in Blüthenschleiern stand,
Floß längst zurück zu ihr, der Schwesterblume.

Sie sah auch mich mit Mädchenaugen an
Und heißer schlug mir ihre Gluth entgegen
Und unsre Seelen zogen ihre Bahn
Schweigend auf stillen, mondbeglänzten Wegen.

Drum laßt an meiner Bahre Lilien stehn,
Wie am Altar der Mutter aller Schmerzen;
Sie weiß auch, was die Glocken leise wehn
Als Abschiedsgruß dem ausgeglüh'ten Herzen.

Hamburg

Theodor Sufe.



Der siebente Ring.

Stefan George hat eine Sammlung neuer Gedichte erscheinen lassen, die im architektonischen Gesfuge von sieben Eyklen die Klang und Gesicht gewordenen Elemente seiner letzten Jahre zusammenhalt: „Der siebente Ring“. Die uere Gestalt hat dem umfangreichen Buch wieder Melchior Lechter gegeben und damit die Zahl seiner bei den „Blattern fur die Kunst“ gedruckten Prunkbande um einen der verwegenen vermehrt; er hat den Grundton dieser Welt in seine Zeichensprache uberseht und mit seinem zugleich unbandig wilden und unerbittlich strengen Linienenspiel wunderbar begleitet.

Seit sieben Jahren ist es der erste Band eigener Gedichte, den George wieder veröffentlicht hat. In dieser Frist hat sich nicht nur seine innere Welt gelöst und erweitert; seine Stellung in und zu seiner Zeit ist verwandelt: er ist nicht mehr der Dichter einer Gemeinde aus Schwedern, denen er neue Reize, und aus Vetern, denen er eine neue Heiligung gegeben, sondern wendet sich jetzt an eine Gesamtheit, in der er eine unterirdische, noch uneingestandene, Klang und Luft bildende Macht geworden ist. Sein Werk trifft in den Zeitpunkt, da sein feiner und hoher, heimlicher und heiliger Ton sich durch die ganze Verproduktion dieser Lage, mehr oder minder echt und sauber, gezogen hat, da die ihm abgeschauten Geberden, zum Kanon erstarrt oder zur Mode verfragt, sich in Snobismen und Begeisterungen selbst da aufdrngen, wo fruher chaotisches Getöse und Gerakel mit dem „Leben“ verwechselt wurde. Er selbst hat den Wandel in dem „Zeitgedicht“ groß dargestellt:

„Ihr meiner Zeit Genossen kanntet schon,
Bemahet schon und schaltet mich — Ihr sehtet.
Als Ihr in Larm und water Bier des Lebens
Mit plumpem Tritt und rohem Finger ranntet:
Da galt ich fur den salbentrunknen Prinzen,
Der sanft geschaukelt seine Lasten zahlte
In schlaufer Anmuth oder tuhler Wurde,
In blasser erdenferner Festlichkeit . .

Run, da schon Einige arkadisch kaujeln
Und schmachtig prunken, greift er die Fanfare . . .

Ihr sehet Wechsel, doch ich that das Gleiche.
Und Der heut eifernde Posaune blast
Und fluig Feuer schleudert, weiß, daß morgen
Leicht alle Schönheit, Kraft und Größe steigt
Aus eines Knaben stilltem Flotenlied.“

Was man als neuen Trick der Technik belacht oder begrüßt hat, kommt aus einem Zwang jenseits der Einzelwillkur; der Dichter war nur „ein Drohlen

der heiligen Stimme“, der Mund des deutschen Sprachleibes, dessen unsichtbares Wachsthum ihn selber mitwachsen ließ und zum Organ gemacht hat: Das ist ein höherer Beruf als der, Sänger interessanter Bekenntnisse und Privatleidenchaften zu sein. Wenn George in diesen Versen unmittelbarer und nackter redet als in früheren, wenn er, über das Aussprechen seines Ich hinaus, von Mensch zu Mensch und Volk redet, so ist es nicht, weil er sich zu größerer „Aktualität“ befehrt hätte, sondern, weil er sich jetzt reif und hoch genug fühlt, die Zeit selbst, das Gegebene des Tages, in Gebilde umzugießen, ohne Schlacke und Rohstoff zu hinterlassen. (Es bedarf schon hoher Künstlersicherheit, um die Abstände zwischen den Vordergründen der Umwelt und den unteren Forderungen der Seele nicht zu verwischen.) Seine Zeit ist eben jetzt auch eins der Elemente geworden, einer unter vielen Stoffen der Gesamtmasse, die seinem Bildnerwillen unterliegt, wie er zuerst seine eigene Leidenschaft, dann seine Bildungskreise, dann seine heimathliche Erde als Landschaft und als Geschichte in gebändigte Sprache verwandelt hat. Diese Elemente geben seinen verschiedenen Werken verschiedene Farbe und Struktur. Das Pathos und der Grundstoff ist gleich geblieben; die technischen Mittel werden heute noch eigenwilliger, leichter und oberherrlicher gehandhabt.

Als Element, nicht als Tendenz ist Gegenwart im neuen Buch lebendig. Aber während sie früher nur die dumpfe Ungestalt war, von der eine ganze Geisterwelt sich abhob, ist sie jetzt selbst in Formen gebracht und ihr eigenes Treiben hat eine Stimme bekommen.

Mit der unzersehten Leidenschaft (für George viel bezeichnender als alle ihm nachgerühmten Aesthetizismen) dringt er durch das entgötterte und ameisenhafte Wirral des Heute, mit hingegebenem Ja und erbarmungslosem Nein, mit einer antiken Unbedingtheit, und ruft seinen heimlichen Gott, seine Bilder erhöhten Menschenthumes, als Typen und Individuen, aus den Gegensätzen und Möglichkeiten, aus Wirklichkeiten und Wünschen hervor, die Fleischwerdungen jenes Gottes in unserer Lust: die echten Jünglinge und Fürsten, die Helden und Priester, die Treuen und Adelligen, und hält die heutigen Alleweltplattheiten und Rißformen gegen die großen Schatten der Geschichte. Einfach und stark sehen will er das Vielspältige, Verworfene, in großen Gegensätzen, aus einem Grundgefühl für die Urtriebe und ewigen Formen, die über alle Nuancen hinaus gelten.

Diesem Werk giebt Das seine einzige Stellung, von allem Künstlerischen abgehehen: das hier, ohne Genießerthum und Geschmäckerthum, ohne intellektuellen Fanatismus, der die Welt in Formeln sieht, ein fester, ja, unerbittlicher Mensch vom Herzen, nicht von den Nerven aus, die Erde ergreift, mit einem Glauben, der nicht aus Bedürfnis nach Glauben kommt, wie die meisten heute, sondern die nöthige Neujerung noch unverbrauchter erdhafte Substanzen

ist. Diese Keuschheit bewahrt Georges Versen ihren Saft und ihren Duft. Eben weil er sich nicht selbst zum Reagens aller Reize und Schauer macht, nicht auf der Jagd nach Eindrücken ist (Erblaster auch der Feinsten von heute), steckt Alles noch als Kraft und Keim gespeichert in seiner Natur und seinen Gebilden. Beginnlich, keusch, zusammengehalten ist dieser Geist. Darum darf er, je weiter er vorschreitet, um so williger verzichten auf kostbare und verzerrte Wortwahl, die in seinen Anfängen auffällig war und Viele verführt hat. Seiner Verse größte Macht ist heute ihre Dichte und Fülle, die zwingende Wucht ihres Ganges, der sogar konventionelle Wendungen ertrüge, ohne Schwächung. George dürfte heute, kraft seiner selbstgenügsamen Einfachheit, „Schmerz“ und „Herz“ reimen; er darf die schlichtesten Grundgefühle, im ungebrochenen Licht, vortrufen und nie wird er glatt, leer, abgebraucht wirken: so sehr spricht er von einer eigenen Mitte her. Die Sicherheit und sinnliche Fülle seines Rhythmus ist nur die Geberde einer einmaligen Seele. Daß die Welt heute wieder jünglinghaft, heldisch, fromm, nackt und einfach gesehen wird, ist uns wichtiger als tausend gute Absichten und tausend Nuancen. Denn nicht aus der Einsicht und nicht aus dem Geschmack, sondern aus den Instinkten kommt die Erneuerung; und die verkümmern vor lauter Weisheiten und Anweisungen. Die Hauptsache ist, daß Einer die Dinge so sieht und danach thut, nicht davon redet; daß Einer muß, nicht, daß Viele möchten; noththut uns das ganz unmoderne Schlagen des ursprünglichen Herzens, das große genaue Leben mit Himmel und Erde, mit Erde und Mensch, der Zusammenhang mit den gebärenden und zeugenden Wirklichkeiten. Von dieser Noth und ihrer Erlösung ist das Buch Georges voll. Eine ganze scheinhafte Welt von Vordergründen versinkt, sobald diese Stimme ertönt. Nicht aus einer dümmlichen Einfalt und häuerlichen Stumpfheit freilich („Heimathkunst“!) darf die Vereinfachung kommen. Nur wer alle Versuchungen an sich erfahren hat, kann heilig werden. Die völlige Durchdringung dieser entleglichen Vielheit und Wimmelerei, das Wissen um alle Zerfetzungen darf dem Vereinfacher nicht erspart werden. Unsere feinen modernen Geister, die besseren, sehen ihre Aufgabe darin, allen Reizen sich hinzugeben, sie wiederzugeben. Sie lassen sich brechen und freuen sich der hunteren Brechungen. Das ist nur Vorstufe; auch George ist über sie geschritten. Wer auf ihr stehen bleibt, verfällt mit dieser Uebergangswelt. Das ist Georges Werth, daß er trotz dieser Brechungen die Welt wieder grade schaut, das heilige Feuer rein durch Winde und Schladen getragen hat.

„Der siebente Ring“ ist in diesem unsterblichen Feuer gefotmt.

Dieses Werk ist gelöst als irgend ein früheres von George, gesättigt mit allen Beuten eines schweifenden, rastlosen und gefestigten Lebens, flaumig und ehern, summend und dröhnend, unbedingt und unverantwortlich; vom pindarischen Odenton bis zu den kindlich liebhaften Radenzen, vom brennenden

Noth und abgründigen Auz bis zu nebelhaften Dämmertinten, vom wüthenden Begehr bis zum weichen Verzicht, vom heterhaften Aufschwung bis zum haßvollen Fluch berührt es alle Stufen der sinnlichen und geistigen Tonleiter. Dennoch ist es eine gedrungene Einheit, ein bis in die Nerven hinein architektonisch durchgeföhltcs Gefüge. Der Mensch, dessen persönlichste Haltung und Geste es festhält, indem es seine überpersönlichen Röhre und Inhalte ausformt, ist von eiserner Geschlossenheit. Auch wo er am Menschlichsten und Nächsten redet, aus der hämlichen Mitte seines Wesens heraus, ist er am Meisten Stimme des Dämons, der ihn treibt und am Wenigsten Person. Er, der anfang als der Finder neuer Reize, der eigensinnige und verborgene Sängcr geheimnißvoller und süßer Verse, ist heute der unnahbare Herr eines Geistesreiches, in das mit bloßer Geschmackskultur Niemand mehr eindringt. Sein neues Buch ist die Synthese einer allumfassenden, aber unbedingten Schöpferleidenschaft. Nicht von George kann es abhängen, ob er als ein letzter Verkörperer des dem Untergang geweihten heroischen Ideales oder als der Bote eines künftigen Croz, einer sich verzügendcn Menschlichkeit erscheinen wird.

Darmstadt.

Dr. Friedrich Gundelfinger.



Anzeigen.

Ingeborg. Roman von Bernhard Kellermann.

Wenn man eine große Freude erlebt, so eine von denen, die die Seele weiter und besser machen, dann möchte man gern Alle daran theilnehmen lassen; wächst doch der eigene Genuß, wenn Andere mitgenießen. Diesen Drang habe ich selten so stark empfunden wie gestern, als ich Bernhard Kellermanns „Ingeborg“ las. Wer ist Bernhard Kellermann? Der Name des Dichters war mir unbekannt; im Großen Brodhäus steht er noch nicht. Aber der Name wird bald mit Ehren genannt werden und Vielen als eine Freude im Ohr klingen.

Es ist eine einfache, süße und traurige Geschichte, von der diese Beichte des Fürsten Axel erzählt; ja, wenn es nur auf das äußere Geschehen ankäme, so wäre es kaum eine Geschichte. Fürst Axel lebt in einem alten Jagdschloß hoch droben im Bergwald. An einem Frühlingmorgen tritt Ingeborg vor ihn, das wunderbare Kind des Waldes, die Tochter eines tief sinnigen, grüblerischen Holzjäglers, die auf einem nahen Schloß als Pflegekind des alten Grafen Flüggen zu einem Märchenbild des Liebreizes herangewachsen ist. Noch in dem selben Frühling werden Axel und Ingeborg einig; sie verlieben auf Axels Schloß einen Sommer voll unjagbarer

Seligkeit. Ingeborg erkrankt auf den Tod; Azel pflegt sie mit leidenschaftlicher, bis zur Selbstaufopferung gesteigerter Hingabe. Sie wird gerettet. Aber in einem ihrer Fieberträume hat sie ihn Karl genannt, ihn mit seinem Freunde, dem Dichter Karl Bluthaupt, verwechselt. Dem hatte Azel zu sich ins Schloß geladen, damit er sich am Glück des Freundes erfreue. Azel gewinnt es über sich, die Kranke zu beruhigen, indem er sie in ihrem Wahn erhält. Nach der Genesung verlobt sie mit Azel noch einen kurzen wehmuthvollen Nachsommer ihres Glückes. Aber die neue Nacht ist in Ingeborg zu stark geworden; sie gesteht dem Dichter ihre Liebe. Der verzichtet alsbald das Schloß, um nicht an dem Freund zum Verräther zu werden. Azel, der das Geständniß belauscht hat, giebt die Geliebte frei. Sie geht nach Paris, um sich zur Sängerin auszubilden. Dort heirathet sie später den berühmten Komponisten der Oper „Merlin“.

Ingeborgs und Azels Lieben beginnt im Frühling und endet im Herbst. Azel verzehrt sich in Sehnsucht und Trauer; dann sieht er Maria, Ingeborgs Schwester, am Sarge ihrer Mutter; er beginnt, sie liebzugewinnen; sie aber weist ihn ab, denn sie liebt einen Andern. Azels Schloß geht in Flammen auf. Nach Jahren (Azel ist ruhig und zufrieden geworden, er wohnt in einer Hütte, die inmitten der weiten Steppe steht, ganz allein; wie die Wolken über den weiten Himmel streichen, so streichen die Stunden über ihn hinweg) schreibt er entsagend und verzöhnt diese Erinnerungen an das Mädchen aus dem Walde nieder, das er nicht vergessen hat. „Es ist Nacht geworden“: so schließt das Buch. „Ich liege im Grase, die Arme unter dem Kopf verschränkt, und sehe den Sternen zu, die über den Himmel wandeln. Auch den Sternen im Nordwesten sehe ich zu. Es ist Nacht, kein Laut in der Steppe, am Himmel glänzen feierlich und schön die Sterne. Thau fällt auf jede Kreatur.“

Eine einfache Geschichte. Wenige Personen; eigentlich nur Azel und Ingeborg; alle übrigen zwar scharf und lebensvoll gezeichnet, aber nur als Epizodien; selbst Karl, der Freund Azels. Auch von Ingeborg und Azel erfahren wir kaum etwas Anderes, als daß sie einander eben lieben. Aber wie hat der Dichter verstanden, diese Geschichte in den Glanz und Duft der Poesie zu tauchen! Keine Schilderungen voll lobender Sinnengluth; Alles ist keusch und zart; und dabei so stark, so innig, so ergreifend. Wie Azel und Ingeborg sich finden; wie ihre Seelen ineinanderwachsen; wie sich dann die Trennung mit furchtbarer, unabwendbarer Nothwendigkeit vollzieht. Wers nachherzählen wollte, müßte selbst ein Dichter sein. Dazu die wundervolle, im tiefsten Strom der Empfindung dahinrauschende Sprache, die berückende Pracht der Bilder. Ich wüßte nicht, was ich außer Venaus oder etwa Stifters Natursymbolik damit vergleichen könnte. Immer wieder wurde in mir beim Lesen die wunderbare Frühlingsstimmung wach, die durch Petrarkas Erste Kanzone weht. Und das Alles ist so geschaut, so erlebt; das Alles haben wir ja selber erschaut und erlebt, wenn wir an einem Frühlingsmorgen über die Waldwiese schritten, wo jeder Halm und jede Blüthe von Thautropfen glänzte, wenn wir in der Sommernacht den Mond über den Fichten emporsteigen sahen und im Herbst die Wipfel der Buchen wehmüthig über uns rauschen hörten. Wir Alle haben es erlebt. Aber können kann es nur der Dichter.

Soll ich nach so reichem Lob nun, als rechter Kritiker, auch ein Wenig tabeln? Reinetwegen. Singen wirklich die Lerchen in den weißen Sommermond-scheinnächten? Wo kommen mit einmal die vielen Uhren her, da es doch keine Uhren

im Schloß giebt? Gleicht die Sommernacht wirklich einem nackten Kindchen im Moos, das mit einem brummelnden Bären spielt? Knattert der Donner wirklich, als springe ein diamantener Blix eine klingende Stahltreppel hinauf? Und läßt sich von den Sternen mit Fug sagen, daß sie vom Himmel fallen und auf den finsternen Kerkern zerpringen? Diese und ähnliche Auswüchse der Phantasie würde man gern wissen; und weniger wäre auch in dieser Welt prangender Bilder manchmal mehr. Mitunter regt sich im Leser der leise Wunsch nach etwas rascherem Vorwärtkommen. Dennoch und trotzdem; Kellersmanns „Ingeborg“ ist ein wunderschönes Buch. Das vielleicht sehr unmodern ist, daß aber Alle lieb gewinnen werden, die sich noch nach einem Trunk aus dem Borne jener ältesten Poesie sehnen, die aus dem Lieb der Vögel, aus dem Rauschen der Bäume und aus der Sehnsucht zweier Herzen zu einander quillt.

Fritz Werner.

Waldemar Bonsels: Mare, die Jugend eines Mädchens. F. Fontane & Co., Berlin. 3 Mark.

Detten von Liliencron schrieb einige Worte über das Buch, das hier genannt ist. Ich las: „Ich habe selten bei einem Dichter eine so große Plastik der Darstellung gefunden wie bei Waldemar Bonsels.“ Ich besorgte mir das Buch und legte es, tief ergriffen und wie berauscht, mit der Gewißheit aus der Hand, daß ich bis auf den Grund meiner Seele erkannt und durchschaut, gewürdigt und gerichtet sei. Ich entsinne mich nicht, daß ein Buch über das Schicksal eines Mädchens mich je so ergriffen hat.

Es beginnt einfach. Alles scheint anspruchlos zu bleiben. Wie an klaren und ruhigen Bildern vorüber geht es durch die frühesten Jugendtage Mares hin. Mare ist das Kind eines verlassenen Fischermädchens; die Mutter stirbt früh. Das Meer fordert sie für sich. Durch ein Versehen heimkehrender Fischer wird sie im Nebel auf einer Sandbank statt an der Küste abgesetzt; der Nebel verschlingt ihre Hilferufe; in der steigenden Fluth des Meeres ertrinkt sie. Langsam, grausam und unerbittlich steigt das Meer, bis die stürmischen Wogen über sie hinschlagen; und früh auf dem weißen Sande der Küste finden Fischer ihre Leiche.

Wie ein Symbol steht der Tod der Mutter über Mares jungem Dasein; auch über ihr schlägt das Meer grausam, kalt und unerbittlich zusammen und vernichtet sie: das Meer des Lebens. Am Schluß des Buches, in Mares Fieberphantasien, kehren die Bilder vom Tod ihrer Mutter schattenhaft und gespenstig wieder; zu dumpfen, drohenden Wogen werden in ihren letzten Tobesträumen die wilden und heißen Gehehnsisse ihres kurzen Lebens. Sie steht verzerrt und in ohnmächtigen Weiberden von Schmerz und Begehren die Gestalten der Männer, die in ihre frühe und schutzlose Jugend drängten und sie zerstörten.

Mare ist das Kind einer unbewachten und freien Stunde, einer stolzen Gewährung. Nicht Liebe wollte ihr Entstehen, nur eine rasche, heiße Lust, rein in ihrer Unbefangenheit, unschuldig durch ihre Gluth. Und durch den Verlauf ihres kurzen und stürmisch bewegten Lebens geht wie eine einzige unendlich schmerzhafteste Weiberde die Sehnsucht nach Liebe. Und diese Sehnsucht, irrgeliebt und verpöngt, ist es im tiefsten Grunde, die sie zerstört. Unschuldig, mit einem reichen Kinderherzen

begnabet, heiß und erhaben, stolz und gezeißelt durch ihr früh erwachtes Blut, sieht dieses fremde Kind vor unseren Augen in seiner dämonischen Lieblichkeit. Es ist, als sollte ihr nichts erspart bleiben, nichts von Allem, was ein Mädchenherz beseligend und erniedrigend kann. Und doch wieder scheint es, als habe nichts sie berührt, als blieben alle reinen und getrübten Begierden, die sich vor ihr erheben, machtlos und als schlägen sie zurück auf sich selbst. Tief in Mares Herzen steht das Empfinden für ihre edelste Bestimmung, halb bewußt, erkrankt und unendlich wehmüthig in seiner hilflosen Begierde. Erschütternd wirkt mitten im Laumel ihrer heißen Tage ihr kindlicher Ruf an die tote Mutter: „Mutter, warum sprichst Du nicht?“

Eine neue Welt geheimer Innerlichkeit eröffnet die feinstinnige und klare Psychologie dieses Dichters. Bonfels' Stil ist von einer zwingenden Kraft der Ueberzeugung und von solcher Fülle der Ausdrucksmittel, daß Stellen des Buches wie in einen Kausch von Licht und Farbe reissen. Johannes Schlaf schrieb einmal über die Stimmungskunst dieses jungen Holzheimers, daß sie der des Dänen Jens Peter Jacobsen würdig an die Seite gestellt werden könnte; diese Auffassung hat für mein Gefühl viel Richtiges, trifft aber das Wesentliche von Bonfels' bildnerischer Gestaltungskraft nicht. Unter dem Gefüge seiner Worte beginnen die Gegenstände seltsam und neuartig zu leben; nicht er verräth uns seine Träume über die Dinge, sondern es scheint, als sprächen die Dinge von ihren eigenen Träumen. Der Zauber dieser trostigen und dennoch geschmeidigen Wortfülle erweckt die Natur zu einer seltsamen Lebendigkeit, deren Wesen geheimnißvoll und wahrhaftig berührt. Aber es scheint die Wahrheit tiefer Träume und alter Märchen zu sein.

Die Charaktere der Männer, die in Mares Leben kommen, sind mit einer feinen Kraft der Gestaltung nur in den knappen Umriffen dargestellt, die das Wesentliche ihrer Art geben. Hier bringt ein kurzes Wort, dort eine rasche That klärendes Licht. Es ist schwer nachweisbar, aus welchen Gründen und unter welchen Mitteln sie uns plastisch erscheinen und klar vor unsere Seele treten. Von Axel an, dem Knaben, der, halb ein Kind noch, seinen qualvollen Enttäuschungen grausam selbst im Tode ein Ende macht, bis zu Bermin, dessen Leben in einem schrillen Kliffklang schließt. Bonfels' Art der Darstellung beruht zum Theil auf der sicheren Beschränkung, in der er sich versagt, näher auf seine Gestalten einzugehen. Der Phantasie des Lesenden ist viel freigelassen, nachdem ihr auf geheime Art der Weg eröffnet und gebahnt ist. Wie in einem weiten Abstand von allen Geschehnissen und von den Personen des Buches scheint uns der Verfasser durch ein Reich zu führen, in dem Alles geheimnißvoll und dennoch wirklich ist. In gewichtigen Symbolen werden darüber Figuren und Handlungen und über eine jätliche Grausamkeit weht in diesem Buch der Hauch einer reinen Poesie.

Die Eigenart dieses Stiles, seine Leidenschaft und Würde, muthen wie etwas ganz Neues an. Und nie spielt diese farbige Wortkunst leer und ohne Inhalt durch die Zeilen, sondern die tiefbegründete Nothwendigkeit jeder Form verbirgt den Reichthum, die starken Kräfte eines besonderen Innenlebens und das Künstlerthum des jungen Autors.

Paula Köstler.



Neuliberalismus.

Psychologie und Liberalismus vertragen sich gar schlecht mit einander. Die wirklichen psychischen Triebkräfte des eigenen Stammes und fremder Völker richtig einzuschätzen, mit sicherem Instinkt die Impos derabilien zu werten: Das war selten die Sache liberaler Politiker. Auch der jüngste Historiker und Theoretiker des österreichischen Liberalismus, Richard Charney, hat es nicht ganz vermocht.

Wie ein Leitmotiv zieht sich durch sein umfangreiches Buch *) die Behauptung, daß der alte österreichische Liberalismus zusammengebrochen sei und daß die Zukunft Oesterreichs von einem neuen, sozial regeren und national vertretteren Liberalismus abhängt. Der Liberalismus habe die Klassenpolitik der Sozialdemokratie nicht zu fürchten, zunächst schon, weil die österreichischen Sozialdemokraten aus anderem Holz geschnitten seien als ihre deutschen Genossen. Adler und Renner seien mehr Wirklichkeitspolitiker als Rebel und Kautsky. Der Nationalitätenhader, verhängnisvoll für das Bürgerthum und die deutsche bürgerliche Politik, sei eine gute Schule für das Proletariat gewesen und habe die Augen für die politischen Möglichkeiten gestärkt. Ferner sei die Sozialdemokratie nicht zu fürchten, weil man heute ganz allgemein die natürlichen Grenzen ihrer Entwicklung, wenigstens in groben Umrissen, bestimmen könne. Oesterreich bedarf des industriellen Systems und einer der beiden Pfeiler des Industrialismus sei eben die österreichische Sozialdemokratie. Der andere Pfeiler soll erst in Zukunft errichtet werden durch das Zusammenschweißen und Zusammenschmieden der neuen Partei: des österreichischen Jungliberalismus. Man könnte auf den ersten Blick wähnen, daß nur ein Zusammenwirken und Zusammenarbeiten mit den bestehenden deutschbürgerlichen Parteien der neuen Gruppe eine erfolgreiche Thätigkeit verbürgen könnte. Doch Charney erklärt sich entschieden dagegen. „Nicht die Konzentration“, sagt er wörtlich, sondern die „Regeneration des Parteiwesens“ bleibe das Ziel. Die neue Partei müsse dafür sorgen, daß Oesterreich auch wirklich zum Industriestaat heranreife. Dann würde sie mächtigen Zulauf aus den Schichten des kleinen Bürgerthumes erhalten, der größte Theil der Intellektuellen würde sich ihr anschließen und auch ein großer Theil des deutschen Großbürgerthumes mit ihr gehen. Solches Zusammenwirken aller Schichten des deutschen Volkes (mit Ausnahme der Lohnarbeitersklasse) sei aber nur möglich, wenn die neue Partei Industriepolitik, nicht Industriellenpolitik, treibe.

Plastisch genug tritt hier der Mangel an Psychologie, dieser alte Erbfehler des Liberalismus, ans Licht. Man kann dem Theoretiker nicht verargen, wenn er über praktische Probleme stolpert. Aber so viel historischen Sinn mußte Charney doch aufbringen, um hier wenigstens Schwierigkeiten zu sehen und nicht in einen Enthusiasmus zu verfallen, der zu seiner pessimistischen Behandlung des deutschen Bürgerthumes bis 1906 in größtem Gegensatz steht. Charney sieht eben diese Schwierigkeiten nicht. Gewiß: der politischen Umformung Oesterreichs müßte eine Industrialisierung des alten Donaustaates vorangehen. Aber dann gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder diese Industrialisierung geht mit rein mechanischer Stoßkraft, gleichsam von selbst, vorwärts, es vollzieht sich ein rein wirtschaftlicher Prozeß: dann ist die Rolle des liberalen Bürgerthumes von vorn herein eine untergeordnete;

*) Deutsch-österreichische Politik, Leipzig, Duncker & Humblot, 1907.

oder die wirtschaftlichen Ansätze genügen nicht: dann muß der Industrialisierung ein rein politischer Umgestaltungsvorgang voranzugehen, damit das deutschliberale Bürgerthum zu einem wichtigeren Faktor im österreichischen Staatsleben werde. Dann aber ist das ganze Problem eine Frage des Menschenmaterials. Ist es nicht das selbe Bürgerthum, das uns bis zur Wahlreform als so moralisch, national ungerecht werthend, kapitalistisch-oligarchisch, im selben Athemzug geschildert wurde? Und dieses Bürgerthum soll mit einem Schlag nun ein gewichtiger Faktor der Parteibildung werden? Natürlich giebt es auch in diesem Geltungsbereich ernste Erziehungsmöglichkeiten. Aber man muß sie uns wenigstens in deutlichen Umrissen zeigen. Industriepolitik: welche Gefahren lauern gerade da für eine rein bürgerliche Partei! Man vergesse nicht: Oesterreich besitzt keine politische Tradition. England und die kleine demokratische Schweiz können bürgerliche Parteien haben, die, um das Wort von Charney zu gebrauchen, Industriepolitik und nicht Industriellenpolitik treiben. Gerade diese Tradition müssen wir aber erst in langer und mühsämliger Arbeit hier in Oesterreich heranzüchten. Dann muß noch bemerkt werden, daß gerade der größere Wirklichkeitssinn der österreichischen sozialdemokratischen Führer einer solchen Politik hindernd in den Weg tritt. Ich will nicht etwa behaupten, daß die österreichische Sozialdemokratie opportunistisch ist. Doch unsere Adler und Genossen haben ihre großen Erfolge dem Verschleiern gewisser Proletarierforderungen zu danken. Das erschwert ungemein die richtige Taktik des Jungliberalismus. Je vernünftiger die Sozialdemokratie ist, desto schwerer wird es den Liberalen, eine moderne und doch von der sozialdemokratischen grundsätzlich verschiedene Politik in all den Fragen zu treiben, wo es sich eben um gemeinsame Interessen des Staates handelt. Der Wirklichkeitssinn der sozialdemokratischen Führer und die Ueberreste des radikalen Nationalismus sind fast unüberwindliche Hindernisse für das Wirken des österreichischen Jungliberalismus.

Der schwache Psychologe Charney offenbart sich uns in seinen politischen Betrachtungen als einen recht tüchtigen Theoretiker. Sein Versuch, das Nationalitätenproblem zu lösen, wird die meisten Denkenden wenigstens zum Theil befriedigen. Längst schon hat sich in der Theorie das Prinzip der reinen Länderautonomie als überlebt erwiesen und die „nationale Autonomie“ wird mehr und mehr die herrschende Doktrin des jüngeren Geschlechtes. Ihr Hauptvertreter ist der bekannte sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Renner. Professor Masaryk, Fabrikant Lang, die Rumänen Onciu und Popovic, Rabiš, Rappaport, Straucher und Lucian Brunner sind die verdienstvollsten Vertreter dieser Anschauung. Zu ihnen gehört auch Richard Charney. Auf zwei Wegen ist die nationale Autonomie zu verwirklichen. Während sich die Einen für das reine Personalitätsprinzip als Grundlage jeder politischen Organisation in Oesterreich aussprechen, möchten sich Andere für einen Dualismus oder Parallelismus zwischen Territorialismus und Personalitätsprinzip entscheiden. Das Personalitätsprinzip ist die radikalere Methode. Theoretisch entscheide ich mich durchaus mit Renner für diesen Lösungsversuch; nur so scheint mir ein wirklicher Schutz der nationalen Minderheit möglich. Aber manche Schwierigkeit gefährdet diesen Lösungsversuch; und wenn mit anderen Autoren Charney sich für das halbe Territorialprinzip entscheidet, so muß betont werden, daß für eine lange Uebergangsperiode dieser Weg wahrscheinlich nicht zu vermeiden sein wird.

Noch werthvoller als die theoretischen Betrachtungen sind die rein historisch-

deskriptiven. Hier kann man Charney unumwunden loben. Ein ungeheures Material, zum größten Theil innerlich verarbeitet, faßt bis in die kleinen Details klar gesichtet und geordnet, tritt uns entgegen. Nach einer kurzen Geschichte des Rarierparlamentes bekommen wir eine sehr interessante Charakteristik Schmerling's und eine knapp gehaltene Werthung der taaffischen Regierung und lernen die wirklichen Ursachen des Zusammenbruches der deutschliberalen Partei verstehen; die Programmlosigkeit der sich stets häutenden und nie wirklich umformenden Partei wird mit großer Schärfe erkannt, ihre nationale Einseitigkeit, ihre Unkenntniß des nationalen Wesens Oesterreichs wird richtig analysirt. Auch die auswärtige Politik Oesterreichs wird von Charney in interessanter Weise behandelt. Auch hier erkennt er nicht die schweren Fehler, die der ältere Liberalismus gemacht hat, und hofft vom Erstarken des Jungliberalismus das Heil. „Der Neuliberalismus ist nicht nur eine Nothwendigkeit der inneren, sondern auch der äußeren Politik.“ Dieser Satz ist wohl nur in sehr bedingtem Sinn richtig. Gerade in der äußeren Politik haben konservative Staatsmänner oft mehr Glück gehabt als liberale. Darin freilich darf man Charney zustimmen; ein national verführtes Oesterreich würde auch nach außen eine stärkere Machtstellung haben. Richtig ist die Bemerkung, daß der Staat, der weder direkt noch indirekt auf dem Balkan Fuß fassen will, die Herzen am Leichtesten erobert. Denn jeder Akt politischer Aufdringlichkeit ist auf diesem schlüpfrigen Boden besonders gefährlich. Ob aber auch die ganze Balkanpolitik Oesterreichs auf Industrielle zugespielt werden soll, ist eine sehr schwer zu beantwortende Frage. Daß es zu solchen Fragen anregt, ist immerhin ein Verdienst des Buches, dem leider nur der rechte Sinn für Wirklichkeitspolitik fehlt.

Wien.

Dr. Paul Weisengrün.

Als Führer einer Lokomotive, als Verwalter eines Bahnhofes oder eines Schienenweges ist Niemand konservativ und ist Niemand liberal: Jedermann ist als Beamter dieser oder jener anderen Art Techniker, Sachverständiger . . . Auf allen Gebieten werden zwei Bestrebungen neben einander hergehen und hergehen müssen: die Einen wollen dafür sorgen, daß nichts Werthvolles sein Dasein verliere, seiner Existenzbedingungen beraubt, am freien Auswachsen seiner Kräfte gehindert werde; den Anderen liegt am Herzen, daß ein Sprossendes nicht darum, weil es neu ist, der Verachtung des bereits Anerkannten zum Opfer falle, daß ihm Raum, Licht, Luft, Wärme gewährt werde, sich zu erproben, daß es, wenn erprobt, eingereiht werde unter die Bestihsämer der Nation. Die Konservativen erhalten bereits vorhandene Kräfte in Kraft, die Liberalen sorgen, daß neu auftretende Kräfte sich als Kräfte frei ausweisen können. Hat sich das Neue bewährt, so geht es aus der Pflege der Liberalen in die der Konservativen über. Von einem Erhalten alles Bestehenden ist bei den Konservativen keine Rede: sie wenden ihre Fürsorge nicht dem Arbeitergebniß irgendwelcher Kräfte, sondern nur Kräften zu, also Dingen, welche sich selbst erhalten, wosfern man ihnen die Bedingungen des Weiterlebens nicht entzieht: daß Dieses nicht geschehe, dafür sorgt die konservative Partei. Von einem Befördern alles Neuen ist bei den Liberalen keine Rede: sie wenden ihre Fürsorge dem Neuen nur insofern zu, als sie ihm Gelegenheit und Raum verschaffen, sich als berechtigt auszuweisen. (Paul de Lagarde.)



Literaturgeschichte.

Brauchen wir Literaturgeschichten? Um einmal die Rehrseite ganz schroff zu beleuchten, die man fast immer im Dunkel hält, bin ich versucht, ganz fest zu sagen: Nein. Natürlich wäre auch Das wieder einseitig, denn die geschichtliche Betrachtung der literarischen Erscheinungen ist ja eben so gut ein Ausfluß des natürlichen intellektuellen Bedürfnisses wie jede andere Wissenschaft auch. Aber brauchen wir Literaturgeschichten zur ästhetischen Bildung? Bis jetzt bejaht man die Frage so gewiß, als handelte sich dabei um ein Axiom. Und doch: Immer, wenn ich ein neues, mehr oder minder stattliches Werk in die Hand bekomme, wird die Frage lästig: Was mag den Autor zu dieser Sammlung von Thatfachen und Urtheilen veranlaßt haben? Er will belehren, das Gute vom Schlechten sieden, das Urtheil der Geschichte, die Meinung der jeweiligen Gegenwart zu seinem Theil aussprechen. Das ist eine Meinung, die durch seine persönlichen Ab- und Zuneigungen mindestens eben so stark bestimmt wird wie durch die gesammte ästhetische Reaktion seiner Zeitgenossen auf die von dieser Meinung betroffenen Poeten. Er fühlt sich als einen Verwalter der literarischen Habe seines Volkes oder gar der Welt, er bucht das Inventar, er bewerthet es. Aber was leistet er damit? Wahrhaft Werthvolles?

Eine Literaturgeschichte, die glaubt, für sich allein und von sich aus das Keimen, Wachsen und Erblühen der Dichtung als einer Theilerscheinung des vollen Lebens verstehen zu lehren, bleibt eine papierne Sache. Eine Literaturgeschichte ist wohl nur dann von wahrhaft historischem Werth, wenn sie aus dem Verständniß des geistigen Gesammtlebens der Vergangenen heraus und in enger Verbindung mit ihrer Darstellung den dichterischen Niederschlag dieses einfügen Lebens darzustellen trachtet. Die Literaturgeschichte muß Kulturgeschichte werden, muß mehr und mehr den Sonderreiz aufgeben, aus sich allein eine zureichende Erklärung für die literarische Entwicklung der Zeiten und Weiser zu finden. Sie muß in der Weltgeschichte Unterschlupf suchen, und zwar so, daß auch sie Ausdruck der weltlichen Entwicklung wird, unlöslich verkunden mit dem Leben dieser Entwicklung und mit seiner Darstellung. Es scheint ein höchst anschauliches Beispiel für die Verwirrung, die durch die Arbeitsteilung der Wissenschaften im letzten Jahrhundert eingerissen ist, daß die spezialgeschichtlichen Längenschnitte so ungleich häufiger vorgenommen werden als die universal- oder nationalgeschichtlichen Querschnitte. Daß man uns die machtpolitische, die wirtschaftliche, die literarische, die künstlerische Geschichte etwa Deutschlands so und so oft in streng getrennten Kammern vorgelegt hat und daß darüber der Sinn und die Anschauung des Lebens in seiner bunten Fülle und Geschlossenheit in die Brüche ging!

Zwar ließe sich auch eine Geschichte der Dichtung denken, die für sich allein bestehen könnte und jene Geschichten, die nur Stoffsammlungen sind, wirksam zu ergänzen hätte. Sie müßte ganz resolut die Entwicklung des Gehaltens, die Entwicklung der Form in den Vordergrund stellen, müßte an verwandten Stoffen die Wandlung der Formen und mit ihr naturgemäß die des Gehaltes festzustellen suchen. Eine Aufgabe, die sich nicht durch einfache Sibarität erledigen ließe. Erst wenn durch sie gewisse Entwicklungskurven ästhetisch überzeugend festgestellt worden sind, durch mühsame Einzelbetrachtung und Analyse, durch eine Methode der

eintüchtigen Formvergleichung, die heute noch ganz in den Anfängen steht, erst dann wäre es vielleicht Zeit, diese ästhetischen, nicht kulturgeschichtlichen Einzelergebnisse zusammenzufassen zu einer Gesamtdarstellung großen Stiles, die nun eine geschichtliche Psychologie der poetischen Formen durch die Jahrhunderte abzumandeln hätte und so einen werthvollen, Einzelbeitrag zur Psychologie der Weltgeschichte in allen ihren Formen geben könnte.

Einsteilen censtren wir die dichterischen Dokumente und ihre Urheber nur und meinen, den Geist der Geschichte zu beschwören, wenn wir einen gehörigen Haufen von Censuren oder Recensionen in diese Bände sammeln. Da bleibt's unser Leiden, daß wir auch dann Schulmeistern müssen, wenn wir über die Schulmeister schelten, wie es zum Beispiel Herr Eduard Engel in seiner neuen großen „Geschichte der deutschen Literatur“ ganz gehörig thut. Gewiß: sein Buch ist kurzweiliger geschrieben als die meisten literarhistorischen Scharfelen unserer Zeit. Und es ist ein ehrliches Buch. Der Autor bemüht sich, gerecht zu sein gegen die Stiefkinder der Literaturgeschichte, und hat daneben den Muth (ob mit Grund oder nicht), der heutigen schlechten Meinung etwa über Sudermann eben so entgegenzutreten wie der Begeisterung für Gerhart Hauptmann oder für den Dramatiker Hebbel. Ich bin kein Hauptmannschwärmer ohne Wenn und Aber; doch etwas besser ließe sich der Poet des „Friedensfestes“ und des „Florian Geyer“ wohl einschätzen als nur als ein Vorarbeiter, ein „Bodenlocherer“ für das neue Drama einer hoffentlich nahen Zukunft“. Auf Sudermann dagegen fällt Engel mit Pauken und Trompeten herein: er sei „geistreich“ im guten Sinn, er sage „kluge Dinge in den Formen höchster Bildung“. Feuilletonbildung vielleicht und ein gewisser „gebärdeter“ Salongest: wer Das für so ungemein werthvoll hält, macht seine ästhetische Urtheilskraft denn doch stark verdächtig. Die Dramen Hebbels würden vermuthlich nach einigen Menschenaltern ehrfürchtiges Staunen „an besonderen Gedenktagen“ erregen; nur seine Gedichte würden leben. Herr Professor Engel hat in die großartige Welt Hebbels wohl nur von außen hineingeschaut. Die Romantiker haben es nach Engel zu keiner wohlthätigen Kunstschöpfung gebracht und die siebenziger und achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts scheinen ihm literarisch durchaus nicht arm. Er spottet über „unsere Zeit der Romane schreibenden Psychophysik“, was denn doch sehr billig ist, er kämpft gegen die Fremdwörter und für einen klaren faßlichen Stil, verschmäht aber freilich auch eine feinere und selbständige Begriffsbildung fast ganz. Wie weit es ihm möglich war, Alles selbst zu lesen, worüber er urtheilt, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er schrecklich viele Bücher über die Bücher gelesen, die er beurtheilen soll, und citirt nun fleißig und geschickt. Auch von der Arbeit der Zeitung, der periodischen Literatur und ihrer führenden Geister berichtet er. Das soll gern anerkannt sein. Aber im großen Ganzen ist sein dikes Buch ein wahrhaftes Dokument des gepreierten gesunden Menschenverstandes, der seinen Mangel an Kunstgefühl und geschichtlichem Blick durch ein rüstiges Auftreten und Auskramen von Banalitäten nicht verdecken kann. Irgendwie weiter kommen wir mit solchen Werken nicht. Wer liest sie? Leute, die um eine Meinung verlegen sind, aber sich keine bilden wollen! Solche Bücher sind rechte Früchte unserer Zeit, die möglichst viel wissen will, deshalb nach Urtheilen verlangt, zur Arbeit um eigenes Erkennen keinen energischen Willen und keinen rechten Drang danach hat, all die Borhänge von Papier vom stillen und starken Leben der Kunst selbst wegzuschleiden.

Bauernfang.

Nach Perioden großer spekulativer Erregungen pflegen Wenderungen in der Verteilung des Besitzes einzutreten. Die schwachen Elemente erleiden Kapitalverluste; aber das Nationalvermögen wird nicht um die Einbußen, die Einzelne treffen, verkleinert, sondern die Besitzenden gruppieren sich nur anders. Das Geld strömt den Reichen zu; das Kapital sucht sich dem Kapital zu nähern. Wen treffen in der Hauptsache die Verluste mißglückter Spekulationen? Die breiten Massen. Deren Geld wandert in die Kassen der Unternehmer und Spekulanten. So vollzieht sich allmählich eine Expropriation, aber nicht im Sinn der Kommunisten, sondern im Geist des Kapitalismus. Und es ist sogar eine Expropriation der Expropriateure: die Bankiers, die dem Publikum genommen haben, werden von den Großbanken expropriert. Und im Reich der Banken vollzieht sich allmählich eine Auslese der Tauglichsten: die angesehensten Institute ziehen Geld und Kundenschaft der anderen an sich. Aus dem Mund eines Bankiers hörte ich neulich das Wort: „Wertwürdig: je schlechter die Geschäfte an der Börse gehen, je trüber die Situation für das Gros der Banken und Bankiers sich gestaltet, desto kräftiger wird die Position der Deutschen Bank.“ *Los affaires, c'est l'argent des autres*: die Wahrheit des Sayes, den Georg von Siemens so gern aussprach, ist in der Geschichte der Deutschen Bank bestätigt worden. Diese Bank ist das Centrum aller finanziellen Enteignungsversuche. Darf man ihnen Erfolg wünschen? Das kapitalistische Monopol ist nicht weniger schädlich als Handels- und Industriemonopole; es erschwert die Finanzwirtschaft der Staaten, die ohne öffentliche Anleihen nicht durchkommen können und ein kaufkräftiges Publikum für die Staatsrenten brauchen. Die Kräfte nun, die den breiten Volksmassen den Kapitalbesitz entziehen, um ihn stärkeren Händen zuzuführen, sind die Förderer des „Spekulationswahnsinns“. Diesen Ausdruck hat ein bekannter Arzt und Universitätsprofessor in einer zum Nachdenken anregenden Brochure auf die Gesamtheit der Erscheinungen angewendet, die wir als ungesunde Spekulation bezeichnen. Der „Gambling Spirit“, der Spielgeist der Engländer und Amerikaner, hat sich epidemisch ausgebreitet. Die Sucht, mühelos reich zu werden, ist eine Psychose, eine seelische Störung, die man aber eigentlich gar nicht mehr als solche kennzeichnen kann, weil die überwiegende Mehrheit der Menschen von ihr ergriffen ist. Welchen Besitzwechsel hat die Rinnenspekulation bewirkt! Milliarden sind dem Publikum durch die frivolen Enteigner, die schwindelhaften londoner Agenten und bucket shops, entlockt worden. In England fördert die unzulängliche Aktien-gesetzgebung den Enteignungsprozeß. Von den 40 000 Gesellschaften, die in den letzten zehn Jahren gegründet wurden, mußten 15 000 sehr bald wieder liquidieren; dabei ergab sich ein Verlust von etwa 5 Milliarden Mark. Dit ist der englischen Regierung gerathen worden, gegen die das Land diskreditirenden Finanzschwindler vorzugehen; die Antwort lautete stets, England habe keinen Grund, das Treiben zu hindern, das ja Geld ins Land bringe. Non olet. Barum soll, was Vespasian recht war, John Bull nicht billig sein? Es ist ein tragisches Schicksal der Deutschen, daß man sofort mit Fingern auf sie weist, wenn ihr Zinsfuß höher ist als der Say anderer Länder (gewiß kein Verbrechen und sicher keine Tatsache, die den Kredit beeinträchtigen muß), während die fremden Nationen eifrig bemüht sind, das deutsche

Kapital zu expropriieren. London, Paris, Brüssel, Budapest wetteifern darin, dem künftigen deutschen Später das Geld abzuschwindeln; und bei uns giebt man sich willig zu dieser Prozedur her. Wichtigere als die internationale Konferenz zur Abwehr des Kampfes ums Gold scheint mir die Gründung eines internationalen Schutzkomitees zur Bekämpfung des schwindelhaften Treibens der Börsen- und Finanzagenturen. Diese Schutzvereinigung müßte bei den verschiedenen Regierungen von Fall zu Fall darauf dringen, daß gegen die Verbreiter schädlicher, zur Spekulation aufreizender Offerten eingeschritten wird. Wenn, zum Beispiel, das Schutzkomitee gegen eine budapester Firma ausreichendes Material in Händen hätte, so müßte sie es durch die diplomatische Vertretung des Deutschen Reiches in Wien der österreichischen oder ungarischen Regierung unterbreiten und ein wirksames Einschreiten gegen den Schädling fordern. Grober, strafbarer Betrug ist meist schwer nachzuweisen; nur kluge (internationale) Präventivmaßregeln können helfen.

Ein heute beliebtes Schlagwort spricht von „finanzieller Kriegsbereitschaft“. Man hat mehr als einmal umständlich erwogen, auf welche Weise die finanzielle Mobilmachung und deren Erfolg gesichert werden kann. Von den Mitteln zur Füllung des Goldreservoirs der Reichsbank bis zur Erhaltung oder gar Vermehrung des deutschen Besitzes an ausländischen Wertpapieren, die im Notfall sofort zu Geld zu machen wären, sind alle erdenklichen Vorschläge durchberathen worden; an die Nothwendigkeit des Kampfes gegen die Leute, die zu Spekulationen hegen, wurde nicht gedacht. Was nützt dem Deutschen Reich ein Stok ausländischer Effekten für den Fall des Krieges, wenn vorher das schöne deutsche Geld durch tausend Kanäle ins Ausland fließt und dessen Kapitalkraft vermehrt? Nicht der hundertste Theil der Summen, die von Deutschen zum Erwerb englischer und amerikanischer Papiere aufgewendet werden, wird von Engländern und Amerikanern in deutschen Effekten angelegt. Und Deutschland bringt seine Anleihen leider doch viel schwerer unter als England. Die englische Regierung hat mit der Rückzahlung ihrer Schulden schon seit beinahe hundert Jahren begonnen; und als im April 1901 neue englische Konsols (80 Millionen £) ausgegeben wurden, waren fast fünfzig Jahre seit der letzten Konsolsmission vergangen (die Transvaalkriegsanleihen erschienen in der Form von Exchequer Bonds, die nach zehn Jahren rückzahlbar sind). Das Deutsche Reich dagegen hat von Jahr zu Jahr neue Anleihen zu den alten gehäuft und kann nicht an eine Tilgung dieser Schulden denken; es sind eben „ewige“ Anleihen. Wo wäre im Kriegsfall das Geld leichter aufzubringen? Und diesem England fließen auch noch Hunderte von Millionen zu, die Deutsche sich von geschickten Agenten abschwindeln lassen.

Den Ländern, denen das deutsche Geld zufließt, kann es natürlich nur angenehm sein, wenn diese Quelle recht ergiebig bleibt. Sie denken deshalb nicht daran, den banket shops das Handwerk zu legen. Wären wir in Deutschland auch so „glücklich“, Schwindelfirmen zu beherbergen, die das auswärtige Kapital über die Grenze ziehen, so wäre bei den Brüdern an der Themse, Donau und Seine wohl eher Unterstützung zu finden. Da jedoch das deutsche „Greenhorn“ das Hauptopfer ist, so sieht man draußen gemächlich zu. Wir müssen das Ausland an der empfindlichsten Stelle packen: an seinen Wertpapieren. Das ist ein heißer Punkt und ich weiß, daß mancher Praktiker, der sich mit der Frage des Besitzes fremder Effekten beschäftigt hat, wie Herr Bankier Max Warburg in Hamburg, für eine härtere Behandlung der ausländischen Wertpapiere schwerlich zu haben wäre. Doch

zunächst soll es sich ja nur um eine Drohung handeln, um den Versuch, den zum Schutz des Kapitals notwendigen Maßregeln mehr Nachdruck zu geben. Den fremden Regierungen wäre mitzutheilen: Das Deutsche Reich muß die fremden Wertpapiere höher besteuern, wenn es nicht das gewünschte Entgegenkommen im Kampf gegen die Finanzfreibeuter findet. Jetzt werden ausländische Effekten erst beim Ueberschreiten der heimischen Grenze steuerpflichtig und die Steuer ist im Einzelnen nicht viel höher als die Abgabe auf inländische Wertpapiere; der Gesamttertrag bleibt auch relativ hinter dem der heimischen Effektenbesteuerung zurück. Wer seine Papiere im Ausland liegen läßt, braucht keine Steuer darauf zu bezahlen. Daher kommt es, daß die fremden Bankiers, deren Qualität oft recht zweifelhaft ist, nicht nur die Schuld an der Schädigung des deutschen Vermögens tragen, sondern auch die Gebühr für Vermittlung und Aufbewahrung der mit deutschem Geld erworbenen Effekten einstreichen. Deutschland kann die Steuer erhöhen und auf die im Ausland liegenden Papiere ausdehnen. Beide Maßregeln wären den fremden Staaten unbequem, weil ihr Rationalvermögen sich dann nicht mehr so schnell auf unsere Kosten vermehren würde. Wir müssen uns gegen die ausländischen Räuber schützen. Und müssen, gerade im Hinblick auf die „finanzielle Kriegsbereitschaft“, auch bedenken, wie schwer das im Ausland liegende Kapital in kritischer Zeit zu realisiren ist.

Die Effektensteuer wird, mit Recht, von den Parteien bekämpft, die ein uneingeschränktes Börsengeschäft wünschen. Soll man ihre Anwendung nun aber unter allen Umständen verwerfen, selbst wenn sich Gutes damit wirken läßt? Thöricht wäre es, die Erhöhung der Steuer fürs Ausland zu verlangen, um dem Reich hier eine größere Einnahme zu schaffen. Aber zur Erlangung eines wirksamen internationalen Schutzes gegen die Hyänen des Effektenmarktes wäre dieses Mittel nicht zu schlecht. Der Trieb zur Spekulation ist nicht leicht auszuroden; immerhin sollte man versuchen, dem Ausland die Gelegenheit zu nehmen, sich durch Ausnuthen dieser Leidenschaft auf Kosten des deutschen Rationalvermögens zu bereichern. Bei der ersten Lesung des neuen Börsengesetzes ist dieses Moment nicht erwähnt worden. Man hält sich slavisch an den Gebrauch der alten Schlagwörter und keiner bemüht sich, den Fluß seiner Rede einmal in ein neues Bett zu leiten. Was innerhalb der deutschen Grenzen durch Spekulationen verloren wird, bleibt unter normalen Verhältnissen dem deutschen Vermögen erhalten; man sollte deshalb das inländische Spekulationsgeschäft nicht hindern, dem ausländischen aber alle ersinnbaren Schwierigkeiten bereiten. „Jugend, erwachsene Menschen brauchen keinen Vormund. Das neue Börsengesetz ist nicht mehr so ausschließlich pädagogischen Zwecken gewidmet wie das vorige; aber die Parteien, die der Börse nicht grün sind, finden, daß die Schöpfer der Novelle zu „modern“ gewesen seien und zu wenig Rücksicht auf die Unmündigkeit des Publikums genommen haben. Wenn diesen edlen Herren doch zu rechter Zeit noch die Erleuchtung käme, daß die weitere Pflege des Glaubens an die Mission zum Schutz der Schwachen unfehlbar zu einer Minderung des deutschen Vermögens durch das Ausland führen muß! Gerade weil der Trieb zum Spekuliren nicht zu unterdrücken ist, muß dafür gesorgt werden, daß er sich vernünftig und ohne Schaden für das Vaterland bethätigen kann. Diese Aufgabe sollte den Herren, die in der Kommission die Novelle zum Börsengesetz berathen, vorschweben. Das Termingeschäft darf sie nicht hypnotisiren; nur Unvernunft läßt sich von Weisenstern schrecken.

Ladon.



„Im hyperkritischen Deutschland“

ist selten einmal ein Dichter in so liebenswürdiger, sympathischer Weise, so allgemein herz ich auf dem literarischen Plan begrüßt worden, wie der Schlesier

≡ Paul Keller. ≡

Sein neues Werk, das im Oktober erschien, hatte schon zu Weihnachten die 10. Auflage. Es ist der Roman

Der Sohn der Hagar.

Von den überaus freundlichen Besprechungen des Werkes in der Presse aller Teile des deutschen Sprachgebietes geben wir nur eine kleine Auslese.

Peter Kosegger im „Heimgarten“: „Nicht nur das Buch des Jahres, vielmehr das Buch des Jahrzehnts, ja ein Buch, das in hundert Jahren noch verstanden werden kann. . . Wir haben einen großen Erzähler mehr.“

Prof. Wichner (Volksbildungsblätter): „Ein Stück, ein fesselndes Genieles, hehrinnige Nührung, tiefe Ergrißenheit und jenseits ein hehrliches Auf-lachen ist mir gemorden bei der Lektüre von Paul Kellers Roman.“

Dr. A. Eißler im „Lit. Centralblatt“: „Ein Werk, das nicht nur inhaltlich reif, vollstättig und erhabend im Künstlerischen und Menschlichen ist, sondern auch nach seiner Form zum Allerbesten gehört.“

„National-Zeitung“ Berlin: „Den Namen Paul Keller werden wir uns ins Gedächtnis prägen dürfen, denn wir haben es nicht nur mit dem zu tun, was man einen Romanschriststeller, selbst einen mit hohem literarischen Ehrgeiz nennt, sondern mit einem Dichter, dessen Werk sich dem Besten der erzählenden Dichtung anreicht. Ich würde sehr wohl, ehe ich ein solches Urteil über einen „neuen Mann“ ausspreche.“

„Hamburger Nachrichten“: „Ich stehe nicht an, es mit unverblühten Worten zu sagen, daß ich seit langem ein so hervorragendes Werk der erzählenden Literatur nicht gelesen habe.“

„Der Bund“, Bern: „All die bezaunenden Schlagwörter von „echter, vor-trefflicher Heimattunst“, „psychologischer Vertiefung“ und „humorvoller Dar-stellung“ bei allem Ernst des Stoffes — leer und schal kommen sie dem Rezen-senten vor. Solch feines unantastbares Kunstwerk ist dieses Buch.“

„Abendzeitung“, Augsburg: „In der Art, wie er unter dem un-scheulbaren Einfluß des Allgemeinen verkörpert, kommt Paul Keller seinem Landsmann Gerhard Hauptmann gleich, in der Art, wie er das Detail meistert, erinnert er an Dickens und sein Humor des Kleinen ist ganz Naabe'sche Kunst. Von allen, möchte man sagen, hat er etwas, und doch ist gar nichts von Nach-abmung in ihm, er ist eine ganz selbständige Künstlerpersönlichkeit.“

Zu guter Vent der Altmelster Wilhelm Naabe: „Den „Sohn der Hagar“ habe ich mit Behagen gelesen. Das Buch wird seinen Weg machen und zwar mit Recht!“

Der Sohn der Hagar Preis broschiert M. 4 50, elegant gebunden M. 5.50. 10-15. Auflage

Früher erschien von Paul Keller:

Heimat. 6. Auflage. M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Waldwinter. 12.—15. Auflage. M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Das letzte Märchen. 7.—9. Auflage. M. 4.50, elegant geb M. 5.50.

≡ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ≡

Berlin und
München.

Allgemeine Verlags-Gesellschaft
mit beschränkter Haftung

Fort mit der Feder!

Die neue Lilliput-Schreibmaschine
ist das Schreibwerkzeug für jedermann.



Preis 38 Mark.

Neuestes Modell 3.

Ohne Erlernung sofort zu schreiben. Schrift so schön wie bei den teuersten Maschinen. Keine Weichgummilypen. Sofort und dauernd sichtbare Schrift. Auswechselbares Typensatz für fremde Sprachen. Vereinfachungen mittels Druckschlag und viele andere Vorzüge. **Prämiert auf allen besichtigten Ausstellungen. Glänzende Anerkennungs-schreiben aus den verschiedensten Berufen.**

Bitte verlangen Sie heute noch grat. u. frko. illust. Prospekte nebst Anerk.-Schreiben von

Justin Wm. Bamberger & Co., Fabrik feinmech. Apparate

München 21, Ludwigsstrasse 129/131.

Wiederverkäufer überall gesucht!

M. Marx & Co. Foreign Bankers

(An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapiere.
Auskünfte kostenfrei.)

London E. C.

Gresham House Old Broad Street.



Telegraphic Address:

Offerendos, London.



Feisnerartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaire, Echtes Bronzen,
Pausenwerbel Gegenstände in Silber auf Email, Terrakotten Standuhren,
Tafel-Bestecke, Tafel-Linien, Beleuchtungskörper für Gas- u. elektrisch Licht.
Gegen bequeme Monatszahlungen.

Preise hochzeitl., welches diese Firmen Gekochte u. Tassen-Artikel eng. monatliche
Anzahlung liefern. — Katalog K. Kostenv. — 1200 Beleuchtungskörper Spezialität.
Stöckig & Co., Dresden-A. l. II. Deutschl. Badenbach l. B. 2 (L. Sternsch.)

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Deutsches Theater

Anfang 7¼ Uhr.

Freitag, den 31./1. und Montag, den 3./2.

Was ihr wollt.

Sonnabend, den 1. und Sonntag, den 2./2.

Die Räuber.**Kammerspiele.**Freitag, den 31./1. 8 U. **Liebelei.**

Sonnabend, den 1. und Montag, den 3./2. 8 U.

HochzeitSonntag, den 2./2. 8 U. **Gyges und sein Ring**

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 1./1. u. Montag, den 3./2. 8 Uhr

Sein PrinzessenSonnabend, den 1./2. 8 U. **Der gehörnte****Siegfried u. Siegfrieds Tod.**Sonntag, d. 2./2. 8 U. **Madame Sans Gène**

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
Jul. Freund. Musik von Victor Holländer
Guido Thielscher a. D. E. Whitney a. D.
B. Darmann a. D. Jos. Giampietro.
Henry Benier Fritzzi Massary
Jos. Josephi Fritzzi Schenue usw.

**Cabaret
Roland v. Berlin**

Potsdamerstr. 127

Direktion: **Schneider-Duncker**

Tägl. 11—2 Sonntag 8—11

Hotel und Café**Dorotheenhof**

Weingrosshandlung.

Direktion: **Richard Zernik**

Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
neben dem Wintergarten.

„Arkadin“
Behrenstrasse 55-57.
Im neugebauten

Reunions:

Sonntag, Mittwoch.

Freitag.

„Moulin rouge“ Jägerstrasse 61a.
Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen WeltDie ganze Nacht geöffnet. * **Künstler Doppel-Konzerte.****Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung**

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

== **Terrains, Baustellen, Parzellierungen.** ==

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebauete Grundstücke.

== **Sorgsame fachmännische Bearbeitung.** ==

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Gebr. Herrnfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:
 Die Anton und Donat Herrnfeldsche Novität **Papa und Genossen** Komödie in 2 Akten.
 Vorher: „Madame Wig-Wag“
 mit den Autoren Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.
 Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.

Freitag, d. 31./1., Sonnab., d. 1., Sonntag, d. 2./1., 8 U. **Mandragola.**
 Montag, den 3./2. **Der Unsichere.**
 8 Uhr
 Sonntag, Nachm 3 U. **Ein Puppenheim** (Nora)
 Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Berliner Theater.
 Gastspiel des Neues Operetten Theater.

Freitag, den 31./1., Sonnabend, den 1., Sonntag, den 2., Montag, d. 3., Dienstag, d. 4./2. 8 U.

Blaubart.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Theater Folies-Caprice

Berlins Tagesgespräch:

Mal was Anderes

Revue in 3 Bildern.

Dunkle Punkte.

Eine anständige Frau.

Anfang 8 Uhr.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buch form, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,
 Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Schriftsteller

Gegr. 1890. **Otto A. Koch Nachf.** Inhaber George Koch
 Berlin C2., Spandauer-Brücke 8.

Elegante Damenhüte

Auswahlendungen auch nach Ausserhalb. Referenzen erboten!

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, d. 31./1., Sonnabend, d. 1., Sonntag, d. 2., Montag, d. 3. und Dienstag, d. 4./2. 8 U.

Panne

Sonntag, den 2./2. Nachm. 3 Uhr
Ein toller Einfall.
 Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. Rudolph Nelson

Täglich 11 bis 2 Uhr Nachts

Neues Programm!

LENE LAND a. G.

Willi Prager a. G.

FOLIES-BERGERE

Tel. 1. 4739 Jägerstr. 63a

8¹/₂ Uhr Allabendlich 8¹/₂ Uhr

Gastspiel

Freiherr von Schlicht

(u. a. Meier's Hose)

und das

glänzende Januarprogramm

Preise der Plätze: 6, 5, 4, 3, 2 M.

Stottern

heute unt. jed. Gar oft
 in 8 Tag. Abz. nach W.
 Ausst. G. Bueholm,
 Hannover 2, Redendstr. 14.

Bekanntes Verlag. Obern. literar. Werke aller
 Art. Trägt teils die Kosten. Ausst. günstig.
 Bedingungen. Offerten sub. J. 203. an
 Haasenst. & Vogler A.-G., Leipzig.



Marke **Gerbode** feinfarben
preiswerteste aromatische Cigarette.
200 Stk. 1/11. 10, 20 franko Nachnahme.

Carl Gerbode, Koff. Berlin C 31, Spittelmarkt II Etage

Flüssige
Somatose
Hervorragendstes
appetitanregendes und nervenstärkendes
Kräftigungsmittel.
Erhältlich in Apotheken und Droguerien.

Eheschliessung in England!
Prospekte gratis, Auslandsporto!
Brook & Co., 90, Queenstr., London, E. C.

Dr. Möller's Sanatorium
Brosch. fr. Dresden-Lochwitz. Prosp. fr.
Dialekt. Kuren nach Schroth.

Nervenschwäche der Männer
Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 71.



Herz Stiefel

Bekannt durch Solidität
Wen Herz tut der Seele
Eleganz vorzüglich angepasst.

Eingetroffen von der
FRANKFURTER SCHUHFABRIK A.G.
von **OTTO HERZ & Co.**

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 61. Bande der „Zukunft“
(Nr. 1—13. I. Quartal des XVI. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Preisangabe etc. zu n
Freie von Mark 1,50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.



Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung

ZWEIGNIEDERLASSUNG BERLIN

Victoriastrasse 23 (Nähe Potsdamer Brücke)

AUSSTELLUNG

PROF. SCHULTZE-NAUMBURG

Vollständig eingerichtete Wohnräume.

Freie Besichtigung.

Meiningen

Bezeichnung „Winterkuren“.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7

Apostata

von Maximilian Harden.

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die Schulkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalefeld. Franco-Kusse. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der koraische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicka und Erlurt. Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünzig. Trüffelparade. Verein Gelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck s. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Eoica. Der ewige Berrabas. Sem. Dynamistik. Der 2. Bund. Kirchenvaler Strindberg. Der Entleiche.

Jeder Band 8. 14 Bogen elegant broschiert. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Sobien erschien der Schlussband von Geschichte d. öffentlichen Sittlichkeit in Russland.

Von Bernh. Stern.

ca. 700 Seiten mit 21 Inter ss. Illustrationen

M. 10.— geb. M. 12.—

Inhalt: I. Russ. Gränskreuz. II. Weib u. Ehe (Höchstzeitgründe und Lieder etc.) III. Ge-schlechtliche Moral (Probenrichte u. Jung-ersch. Coitus u. Religion etc.) IV. Prostitution. Perversität und syphilitis. V. Feiklorist. Dokumente (d. erot. u. Obszöne in Literat. u. Karik., Sexuelles Lexikon, erot. u. obsz. Sprichwörter, Lieder u. Erzählungen).

Bd. I. M. 7.—. Grb. M. 9.—. Beide Bde. falls zusammengekauft M. 15.—. Grb. M. 18.—. Ausführl. Prosp. ab d. hochinter. Werk gr. jr. H. Barsdor., B. VII. W. 30, Landshuterstr. 2.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet des im Verlag von A. Owen & Co., Leipzig-London erscheinenden Buches

A. Gomoll, Die kapitalistische Mausefalle. Katechismus für Privatkapitalisten.

Ausserdem liegt der heutigen Nummer noch ein Prospekt bei des Verleges Julius Hoffmann in Stuttgart beiliegend

Unbekannte Naturkräfte von Camille Flammarion.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Sanatorium für Nervenranke und Ent-ziehungsKuren. Modern nach physik-dilä-tisch. Prinzip gelehret mit Familienanschluß unter dauernderpsychischer Beemittlung. Beschränkte Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow

Wald-Wohnung gesucht!

Wer ist so edelgesinnt u. biet. pens. ledig. ganz anspruchlos, schlesisch. Subalternbeamt. gr. Tierfreund, nur kleinere Reichspension beziehend, ohne jeglich. Vermög., in nicht teur. Gegd. waldige bevorzugt, ruhige, einfache, tuhl. billige Wohnung ohne Beköstigung unt. Heim Expediton der Zukunft Berlin SW. 43. Pensionate ausgeschl. Familienanschluß wird nicht beansprucht.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Die ererbten Anlagen und die Be-messung ihres Wertes für das politische Leben.

Von

Dr. phil. Walter Haecker,

Professor am Lehrerseminar in Nagold.

Preis: 5 Mark, geb. 6 Mark.

Deutsche Zeitung:

Ein ganz vorzügliches Buch... Haecker gehöret zu den Wenigen, die die beiden Gebiete, die sogen. Geisteswissen-schaften und die Naturwissenschaften, hinreichend beherrschen, um ein maß-gebendes Wort mitsprechen zu dürfen.

MORPHIUM Entziehung absolut zwanglos und ohne Entbehrenserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
 Moderates Specialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei-Zwanglos. Entwöhn.v.

ALKOHOL

Fay's ächte Sodener Mineral-Pastillen

Überall zu haben. Preis 85 Pf. pro Schachtel.



Gegen Husten & Heiserkeit.

DAS ZAHNSTEINLÖSENDE
SOLVOLITH
 IST DAS BESTE
 ZAHNPFLEGE MITTEL
 ENTHÄLT KARLSBADER
 SPRUDELSALZ.

GESETZL. GESCH. GESETZL. GESCH.

Das Solvolith ist das Zahnpflegemittel der Fachleute und wird seit Jahren von zahlreichen Universitäts-Professoren und Fach-Autoritäten empfohlen. Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt.
 Erhältlich in Apotheken, Drogerien etc. Für Grossisten und Wiederverkäufer Aufträgen an Fritz Hermann, Karlsbad, Palais Böhmisches Escompte-Bank.

Winterkuren. — Frühjahrskuren.



Oberwaid

b. St. Gallen. (Schweiz)

Sanatorium ob. d. Bodensee,
 auch zur Erholung u. Nachkur. Physikal.-diätet. Heilweise nach Dr. Lahmann. Subalpines mild. Klima. Herrl. Lage. Illustrierte Prospekte frei.

3 Verkäufe
 grosser Objekte
 vermietet wir wien
 in 3-5 Wochen

nach Erteilung des Auftrages.

Wir suchen für weitere kapitalkräftige Reflektanten noch nachweisbar rentable Fabriken, Engros- und Ladengeschäfte, auch Güter, Grundstücke und gewerbliche Unternehmen zum

Ankauf oder Beteiligung.

Fischer & Kuhnert, Leipzig 11.

Für Käufer kostenfreier Nachweis nur solider Objekte in jeder Preislage und Branche über ganz Deutschland.

Die kapitalistische Mausefalle
von
A. Gomoll



König: Wienennt ihr das Spiel?
Hamlet: Die Mausefalle Und wiedas?
Metaphorisch - Shakespeare, Hamlet II:

Katechismus
für
Privatkapitalisten

Verlag von A. Owen & Co Leipzig - London

Soeben erschienen!

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

≡ Hochaktuell für Beurteilung ≡ der gegenwärtigen Wirtschaftskrise!

Wer über die Bedeutung unserer oft und besonders gerade jetzt gespannten Wirtschaftsverhältnisse aufgeklärt sein will, lese

„Die Kapitalistische Mausefalle“ von A. Gomoll.

Schon der Titel des Buches besagt, dass diese Schrift nicht durch starre Begriffsformeln, sondern durch Bild und Beispiel lehrt. Durch Aufklärung über die mitspielenden Kräfte und ausschlaggebenden Gewalten bietet der **Katechismus** in erster Linie dem mit Börse und Bank in Verbindung stehenden **Privatkapitalisten** höchst beachtenswerte praktische Ratschläge und Vorsichtsmaßnahmen gegen Verluste und gegen die unheimliche im Geldsack lauernde Verführung.

Auf Grund vielfacher Erfahrungen veröffentlicht der Verfasser wertvolle Beobachtungen über das plutokratische Meisterschaftssystem des mobilen Kapitals an der Börse, wo — nach Proudhons Mahnung — Ökonomen und Staatsmänner die verborgenen Triebfedern der Ziviliation aufsuchen und die Geheimnisse der Geschichte zu lösen suchen sollten, um die Ausbrüche der unterirdischen Gewalten voranzusehen. Die Erörterungen des Verfassers nehmen von der Zentralstelle aller Börsengeschäfte und allen — Börsenschwindels: London, ihren Ausgang. Durch ihre Gegenüberstellung mit den deutschen und amerikanischen Verhältnissen gewinnt der Leser den für Beurteilung der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage nötigen Überblick. Die verwickelsten Zustände sind in klaren Übersichten zur Anschauung gebracht, häufig mit einem charakteristischen Wort und in wenigen Grundzügen wichtige Zeitmomente und Wirtschaftsverhältnisse beleuchtet. In Verbindung mit seiner praktischen Kenntnis hat der Verfasser die einschlägige Literatur sorgsam benutzt und die besten Autoritäten aus den verschiedenen Parteilagern herangezogen. Es lässt sich deshalb wohl behaupten, dass das Werk ebensoviel für Fachgelehrte und Fachbeamte, als auch für Industrielle und Kaufleute in Betracht kommt. Mehr jedoch als all das spricht für das Buch des Verfassers unbestechliche Wahrheitsliebe und absolute Unabhängigkeit.

Bestellzettel.

Von der Buchhandlung

bestelle ich hiermit aus dem Verlage von **A. Owen & Co. (Carl von Taborsky)** London und Leipzig, Querstrasse 21/23:

— **Gomoll, Mausefalle**, gebd. M. 4.—, brosch. M. 3.—.

Name und Adresse:

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 875 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915 Kuxenabteilung.

„ 7916

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4-6



Fern dem Alltag.

Menschen, die mitten im geschäftigen Treiben nach tieferer Befriedigung suchen, interessieren sich für die sehr zeitgemässen Charakter-schilderungen durch den Psychographologen P. P. L. Schon seit 1890 liefert P. P. L. grosszügige Charakterbeurteilungen nach ein-gewendeten Schrittschleifen. Der Alltags-graphologie stehen diese künstlerischen Seelen-Analysen fern. Wegen Honorarbedingungen und Gratis-Prospekt wenden Sie sich direkt an diese Adresse:

P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg I.

Dr. Hofmann's Kuranstalt

für Herz- und Nervenranke

Berlin W.

Schöneberger Ufer 20, part., an der Potsdamer Brücke.

Sprechstunde 10-1 und 3-5.

Bad Nauheim, Bismarckstr. 1.

Original Englische Arbeit



Keine Fabrik in Deutschland

Herbst- u. Winterkur!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Woche von M. 60.- ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreibberhaud. 11.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände.
Diätetische, Brunnen- u. Einziehungskuren.
Für Erholungsuchende, Wintersport.

Nach allen Erkennungsschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seeshöhe
450 m. Ganzes Jahr besuchl. Näheres
Dr. med. **Hartsch**, dirig. Arzt da-
selbst oder **Administration** in
Berlin S.W., Mückernstr. 118.

3 Millionen Flaschen Henkell Trocken

(genau 3.431.306 ganze u. halbe Flaschen)



Unsere Füllung pro 1907 er-
reichte die mächtige Höhe von
über 3 Millionen Flaschen

Henkell Trocken etc.

(genau 3.431.306 ganze und
halbe Flaschen).

Gleich unseren früheren Pro-
duktionen übersteigt auch
diese Füllung unsere Verkäufe
nicht unwesentlich, sodass
unsere gewaltigen Reserven
zwecks vollkommener Ab-
lagerung auch im vergangenen
Jahre wiederum bedeutend
verstärkt wurden.

Henkell & Co.